

# Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2,00 Mark, monatlich 20 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 4069a, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle:  
Johannisstraße Nr. 46.  
Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt: für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 50 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 165.

Donnerstag, den 18. Juli 1907.

14. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

## Die Notwendigkeit der Klassenjustiz.

Im Hause des Gehängten spricht man nicht vom Strick und in der „Deutschen Juristenzeitung“ nicht von Klassenjustiz. Aber wenigstens dieses ominöse Wort in dem Artikel des Geheimen Regierungsrates Hübn er über das Thema: Schließt der Richterberuf die politische Tätigkeit aus? nicht ein einzigesmal vorkommt, ist der ganze Artikel ein Lobgesang auf die Notwendigkeit der Klassenjustiz. Indirekt natürlich nur, denn so weit wie der verflozene Minister der preussischen Gerechtigkeit, Schönstedt, der den Grundsatz: Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe! als Fundament der Rechtspflege öffentlich proklamierte, haben es alle Juristen noch nicht gebracht: nämlich dazu, ihn öffentlich zu proklamieren.

Man merkt zudem dem Verfasser des Artikels in der „Juristenzeitung“ deutlich die Verlegenheit an, in die ihn seine Erkenntnis zunächst versetzt hat. Er argumentiert folgendermaßen: wenn dem Richter die politische Tätigkeit untersagt werden soll, darf nicht allein der Berufsrichter, sondern muß auch der Volksrichter in Frage kommen. Der § 32 der Strafprozeßordnung müßte also ergänzt werden:

„Unfähig zu dem Amte eines Schöffen sind Personen, welche am politischen Parteilieben aktiv teilgenommen haben.“

Damit würden aber gerade die verständigsten Männer dem Schöffen- und Geschworenenamte entzogen werden. Auf der andern Seite werde auch durch ein Gesetz, das Richtern die Teilnahme am politischen Leben untersagt, die Lage nicht geändert, denn eine politische Überzeugung könne sich der Richter immer noch bilden und sie könne sein Urteil zum Schaden des Beschuldigten trüben. Der Verfasser aber tritt für die Teilnahme der Richter am öffentlichen Leben ein, denn einmal müsse der moderne Richter soziales Verständnis und volkswirtschaftliches Wissen besitzen — mit welcher ironischem Lächeln werden unsere Richter den Artikel aus der Hand legen! —, und das erwerbe er sich am besten durch die Teilnahme am politischen Leben. Außerdem:

„Der Fall, daß in einem politischen Prozesse der ganze Gerichtshof aus politischen Gegnern des Angeklagten sich zusammensetzen würde, kommt praktisch kaum vor. Befindet sich aber ein politischer Gegner des Angeklagten unter seinen Richtern, so steht dieser unter der Kontrolle der mitwirkenden anderen Richter und der ganze Gerichtshof unter der Kontrolle der Öffentlichkeit.“

Heilige Einfalt! Der Fall, daß sich der ganze Gerichtshof aus politischen Gegnern des Angeklagten zusammensetzt, kommt praktisch immer dann vor, wenn ein Sozialdemokrat vor den Schranken steht, d. h. in der überwiegenden Mehrzahl der politischen Prozesse. Und wie wenig sich die Diener der Justiz um die Kontrolle der Öffentlichkeit, um die öffentliche Meinung, deren Existenz der berühmte Brausewetter überhaupt verneinte, scheren, beweist eben die Statistik der Klassenurteile!

Der lahme Versuch, mit solchen Beweisstücken wie die angeführten, die Unparteilichkeit der Richter nachzuweisen, ist zudem nur ein Verlegenheitsmanöver des Herrn Hübn er. Er fühlt selbst: man kann die Kage werfen, wie man will, sie fällt immer wieder auf die Füße. Die politische Befangenheit der Berufs- und Volksrichter läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Den inneren Grund sieht er allerdings nicht ein, nämlich die in Klassen zerspaltene bürgerliche Gesellschaftsordnung. Solange Klassen bestehen und Angehörige einer Klasse über die einer anderen zu Gericht sitzen, wird es auch Klassenurteile vom Justizhimmel regnen und zwar in desto schärferer Form, je mehr sich die Klassen gegenüber zuspitzen.

Einen anderen Grund für die Eigenart der deutschen Rechtspflege deckt der Verfasser selbst auf:

„Gegen die hier angeführten Erwägungen kann nicht eingewandt werden, daß in ausländischen Staaten der Richterstand hinsichtlich seiner politischen Rechte Beschränkungen unterworfen ist. Denn der deutsche Richterstand hat, wie das deutsche Beamtentum überhaupt, eine ganz andere historische Entwicklung genommen und wirkt nicht unter einer parlamentarischen Regierung, sondern unter einer konstitutionellen Monarchie.“

Stimmt! Der deutsche Richter ist trotz der schönen Legende vom Müller von Sanspouci nicht unabhängig, da seine Beförderung in letzter Linie von der Krone abhängt. Und seitdem die bürgerliche Klasse von ihrer stets schwächeren Opposition gegen die Krone abgelassen hat, ist auch in dem Richterstande der leise revolutionäre Hauch, der vor 1848 in ihm wehte, erstorben. Aber geweht hat er

tatsächlich, dieser revolutionäre Hauch! Als z. B. auf direkte Veranlassung Friedrich Wilhelms IV. gegen Johann Jakob wegen seiner vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen, das Strafverfahren eingeleitet wurde und zwei Instanzen zu einem Freispruch gelangt waren, schnarrte die romantische Majestät den Vorsitzenden des Oberappellationsenats, den Rat von Grolmann, deswegen an. Der erwiderte kurz, über amtliche Dinge führe er keine Privatunterhaltung, drehte sich um und reichte seinen Abschied ein. Selbst als weißen Raben würde man heutzutage einen Richter mit diesem Rückgrat vergebens suchen. Nicht zuletzt am Richterstande hat sich das prophetische Wort Friedrichs III. erfüllt, der meinte, nach 1870 werde eine völlige geistige Degeneration des Beamtentums eintreten, das im Taumel der nationalen Phrasen erzogen werde.

Und wie es Richtern geht, die sich nicht — geschweige vor der Allmacht der Krone! — vor der Allmacht und Unfehlbarkeit der Polizei beugen, hat der Fall des Landgerichtsrates Theisen in Düsseldorf gezeigt, der um ein Haar aus dem Amt gejagt worden wäre und strafversetzt worden ist, weil er das Recht des Staatsbürgers gegen Polizeiwillkür in Schutz zu nehmen wagte.

## Ein Schritt zum sozialistischen Bildungsideal.

In unseren höheren Schulen, in denen die Herren Jungen aus besser situierten Familien ihre Bildung erhalten, ist der ganze Betrieb auf rein geistige Dinge eingestellt. Die physische Arbeit gilt dem halbwüchsigen Gymnasiasten bereits als weit unter seiner Würde liegend, als Sache, die nicht zur „höheren“ Bildung gehört, ja ihr geradezu widerspricht. Indessen bricht sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine andere Auffassung mächtig Bahn, die dem pädagogischen Ideal eines Fourier, Owen, Marx, das die physische Arbeit zum Ausgangspunkt aller Erziehung macht, weit entgegenkommt.

Dort hat sich das sogenannte Manual Training (wörtlich: Ausbildung der Hand) in den letzten Jahrzehnten eine immer größere Anerkennung als notwendiger Bestandteil der allgemeinen Bildung erkämpft. Dieser Werkunterricht besteht nicht etwa bloß in dem Handfertigungs- oder Handarbeitsunterricht für jüngere Knaben und Mädchen, wie er auch in Deutschland, allerdings nur als ganz untergeordnetes, halb spielerisches Anhängsel der Elementarschulen existiert. Das Wichtige und Neue ist vielmehr der gründliche Werkunterricht für die Altersstufen von 12 bis 18 Jahren. Viele der sogenannten High Schools, die sich auf die Elementarschulen aufbauen und etwa den mittleren und oberen Klassen unserer mittleren Schulen entsprechen, weisen neben den geistigen Unterrichtsstunden auch wöchentlich 6 bis 9 obligatorische Unterrichtsstunden in der Holz- und Metallbearbeitung auf.

In den „Reiseberichten über Nordamerika“, die von den Kommissaren des preussischen Handelsministeriums im vorigen Jahre erstattet und dem Abgeordnetenhaus als Drucksache vorgelegt wurden, wird der Lehrplan einer solchen, von Prof. C. M. Woodward in St. Louis begründeten höheren Schule mit Werkunterricht mitgeteilt. Im ersten Jahr werden die Grundarbeiten der Tischlerei an der Hobel-, Dreh- und Schnitzbank gelernt. Das zweite Jahr beginnt mit einem Lehrgang im Formen und Löten, an den sich die Ausbildung in der Modelltischlerei anschließt. Der Werkunterricht des dritten Jahres ist der Schmiedekunst gewidmet; im ersten Halbjahr wird das Eisenschmieden, im zweiten das Stahlschmieden erlernt. „Das Strecken, Biegen, Stachen, Lochen, Schweißen und Härten wird systematisch geübt, wobei gelegentlich Haken, Steigbügel, Ketten, Zangen oder Hammer zum Gebrauch in der Werkstatt gemacht werden.“ Die Schlussarbeit bildet die Herstellung eines Sages gehärteter Werkzeuge für den eigenen Gebrauch der Schüler in der Maschinenschlosserei, die den vierten Jahrgang in Anspruch nimmt. Die verschiedenen Werkstätten und Maschinenhallen sind in einem besonderen Gebäude untergebracht und mit elektrischen Motoren, Gas-Schmiedefeuern und allen sonstigen modernsten Einrichtungen versehen. In den Abendstunden, sowie zur Zeit der Schulferien werden dort auch allgemein zugängliche Ausbildungs- und Fortbildungskurse in der Holz- und Metallbearbeitung abgehalten.

Solche höhere Schulen mit obligatorischem, gründlichem Werkunterricht gab es im Jahre 1902 bereits in 270 größeren amerikanischen Städten. Es sind meist öffentliche, schulgeldfreie Anstalten. Und wohlgerne, es sind dies nicht etwa besondere Fachbildungsschulen für zukünftige Techniker usw., sondern allgemeine höhere Bildungsanstalten, in denen auch die zukünftigen Ärzte,

Juristen, Lehrer, Literaten, Beamte, Kaufleute diesen Werkunterricht um seiner allgemein bildenden Bedeutung willen erhalten. Ein amerikanischer Schulmann begründete das mit den Worten: „Es ist unsere Absicht, Hirn- und Handarbeit zu vereinigen; den Denker zum Werkarbeiter, den Werkarbeiter zum Denker zu machen. Auch bei der Hand-erziehung ist der Hauptzweck die geistige Entwicklung und Kultur.“

Der über dieses Gebiet berichtende Kommissar, der preussische Landesgewerberat Dr. Dunker, ist ebenfalls von der hohen erzieherischen Bedeutung dieses Werkunterrichts durchdrungen. Sein zusammenfassendes Urteil verdient der weiteren Öffentlichkeit unterbreitet zu werden, ist es doch die beste Begründung der sozialistischen Forderung auf allgemeine Einführung der Handarbeitsbildung. Dr. Dunker sagt in der erwähnten amtlichen Drucksache: „Von großer Bedeutung für die körperliche Entwicklung und sittliche Erziehung ist auch die Werkstattdarbeit. Sie schärft das Auge und stärkt den Körper. Gerade in der Zeit der Entwicklung und der Fliegefahre ist die Mischung von körperlicher und geistiger Arbeit wohltätig und kann vor mancher Dummheit und Schlimmerem bewahren. Oft, wenn wir eine Klasse frischer Jungen, die wir soeben beim Cicero und Schiller belaudet hatten, in fröhlicher Arbeit am Ambos oder an der Drehbank trafen, wenn wir sie flott mit Zeichnungen und Maßstäben hantieren sahen, mischte sich in die Freude über das frohe Schaffen die schmerzliche Empfindung, daß es keine deutsche Jugend war, die wir vor uns hatten.“

Bei dieser Arbeit in der Werkstattdarbeit ist das Umgehen eines Problems, das Beiseiteschieben einer Schwierigkeit durch eine Phrasen- oder ein halb verstandenes Wort nicht möglich. Der tätige Verkehr mit den Materialien gibt Kenntnis vom Wesen des Materials und damit Sinn für zweckmäßige Verwendung, für sachgemäße Gestaltung des Materials; er legt so, indem er zur Wahrheit und Sachlichkeit erzieht, auch die Grundlagen zur Bildung eines künstlerischen Geschmacks.

Der Verkehr mit den Maschinen erfordert scharfe Beobachtung, raschen und klaren Entschluß. Das Beherrschen der in die Maschine gespannten Naturkraft, das Beherrschen der Werkzeuge und des Materials gibt dem jungen Menschen das sichere Gefühl der Herrschaft über die umgebende Welt der Dinge und damit das Vertrauen in sich selbst und in die Zukunft. Dies Gefühl läßt keinen Raum für die Weltfremdheit papierner Naturen, die zu gleicher Zeit sich ängstlich vor der Welt der Dinge zurückziehen und hochmütig auf körperliche Arbeit herabsehen. Der Werkunterricht durch tüchtige Handwerksmeister fördert mit dem Verständnis für die Kunst der Hand auch die Hochachtung vor der Arbeit der Hand. Und diese Anschauung, daß jede anständige Arbeit ehrt, ist eine der festesten Säulen amerikanischer Größe.“

Wir begreifen die „schmerzliche Empfindung“, die Dr. Dunker bei dem Gedanken empfand, daß es keine deutsche Jugend war, die neben dem Studium Ciceros und Schillers die Arbeit am Ambos und Drehbank kennen und schätzen lernte. Jeder wirklich einsichtige Pädagoge wird sie teilen. Aber was bedeuten die schmerzlichen Empfindungen einsichtiger Pädagogen in Preußen-Deutschland, in dem Sunkertum und Klerisei das gesamte Bildungsweisen beherrschten und mit vereinten Kräften niederhalten!

## Politische Rundschau.

Deutschland.

### Zeugenschaft auf Gegenseitigkeit.

Herrn Arendt ist ein verspäteter Zeuge in seiner eigentümlichen Angelegenheit in Sachen Kaiser erwachsen — der Peters! In der „Post“ bezeugt er seinem Intimus Arendt, daß er für Arendt und gegen Frau Kaiser (und die Briefe ihres Mannes!) zeugen könne. Arendt habe ihn nämlich nach seinem Besuche bei Kaiser besucht und die Unterredung so dargestellt, wie sie Arendt in der Presse und vor Gericht geschildert habe. — Eine ulkige Zeugenschaft! Peters bezeugt Arendt, daß Arendt schon früher seinen Hin-auswurf geseugnet habe. Ein Kronzeuge!

### Ein ungeeigneter Mann.

In einem Privatbrief des gegangenen Staatssekretärs v. Posadowsky, der jetzt veröffentlicht wird, heißt es:

Mein Arbeitsgebiet ist nahezu unbegrenzt. Und dennoch glaube ich es zu übersehen. Allerdings dauert mein Tag in der Regel bis nach Mitternacht. Und ich habe schon in meiner Jugend so gearbeitet. Freilich würde meine Kraft nicht so unüberwältiglich sein, wenn ich mir nicht alles Schädliche fernhielte: ich rauche nicht, ich trinke nicht, ich gehe nicht



zu Hofe und bin bei keinem Diner. Meine Ferien dienen der Erholung durch regelmäßige Studienreisen nach England, Schottland und Tirol.

Bis nach Mitternacht arbeiten, pfui, wie plebejisch! Und nicht zu Hofe gehen — was wollte der Mann denn überhaupt? Da sind der Herr Bülow, der sich auf dem Hofparkett fühlt wie der Fisch im Wasser und, wie dieser Lage von „nationaler“ Seite berichtet wurde, für die meisten politischen Fragen nur ein platonisches Interesse hat, und der fidele Pöbel, der sich durch die Kunst des Skatdrechens viel Wohlgefallen am Hofe erworben hat, doch ganz andre Kerle!

### Ein Feind gottgewollter Ordnung.

Am 14. Juli 1789 war die Stadt Paris der Schauplatz schlimmer Geschehnisse. Die blinde Masse, unzufrieden mit der Entlassung eines beliebigen Ministers (als ob die Ernennung von Ministern nicht das ausschließliche Recht des Monarchen wäre), rottete sich zusammen, bewaffnete sich, unternahm einen erfolgreichen Angriff auf das königliche französische Staatsgefängnis, genannt Bastille, befreite die Gefangenen und machte das Gebäude dem Erdboden gleich. Diese komplizierte strafbare Handlung (Zusammenrottung, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Gefangenenbefreiung, Aufruhr, Landfriedensbruch und Sachbeschädigung, wofür nicht die härtere Strafe des Hochverrats vermisst ist) bildete bekanntlich den Ausgangspunkt weiterer schreckbarer Ereignisse, deren Schilderung in preußischen Chroniken man nur mit gekräubten Haaren lesen kann und die schließlich dazu führten, daß ein König von Gottesgnaden und zahlreicher Staatswürdenträger und Junker ihre Köpfe verloren.

Am 14. Juli 1907 wagte es ein ausländischer Schnorrer und Verschwörer, in einer polizeilich nicht angemeldeten Versammlung zu Berlin eine Rede zu halten, in der er jene höchst strafbaren Handlungen begeistert pries. Der 14. Juli, sagte er, bedeute den Beginn einer neuen Ära nicht nur für Frankreich, sondern für die ganze Welt. Dem Absolutismus sei damals ein Ende bereitet worden.

Ob diese Behauptung, soweit sie sich auf Preußen-Deutschland bezieht, juristisch als Vorspiegelung falscher Tatsachen, als Verächtlichmachung bestehender Staatsrichtungen oder als Anreizung zu Gewalttätigkeit aufzufassen ist, mag dahingestellt bleiben. Schlimm genug, daß ein ausländischer Hezer das deutsche Gastrecht so mißbrauchen kann, daß er das Ernennungsrecht der Krone in Frage stellt und den bewaffneten Aufruhr als gerechtfertigtes Abwehrmittel gegen die willkürliche Entlassung von Ministern anspricht. Allerdings muß noch erwähnt werden, daß sich der tragische Vorgang nicht in der Tschadow- noch in der Salkykon-Festhalle, sondern in einer Versammlung der französischen Kolonie abspielte. Der Redner heißt auch nicht Mandelstern oder Silberfarb, sondern Jules Cambon und ist Botschafter der französischen Republik. Daraus mag es sich vielleicht auch erklären, daß er sich vorläufig noch nicht in Polizeigewahrsam, sondern noch auf völlig freiem Fuße befindet. Und unsere guten Patrioten von der Kreuzzeitung und der Post müssen's zähneknirschend tragen . . .

### 1491 Tote.

Die vom Großen Generalstab herausgegebene amtliche Verlustliste der südwestafrikanischen Schutztruppe verzeichnet mit Einrechnung der Vermissten für die Zeit von 1904 bis 1907 die erschreckende Zahl von 1491 Toten (96 Offiziere und 1396 sonstige Mannschaften). Dazu kommen noch 907 Vermundete (89 Offiziere und 818 Mannschaften); an den Folgen der Verwundungen gestorben sind 5 Offiziere, 5 Oberveterinäre und 44 Mann. An Krankheiten gestorben sind 26 Offiziere und 663 Mannschaften. Vom 25. Oktober 1903 (Wundelpartiseerhebung) bis zum 8. Februar 1907 haben insgesamt 295 Gefechte stattgefunden, und zwar 88 gegen die Hereros und 207 gegen die Hottentotten.

Das furchtbarste an der furchtbaren Zahl von Blutopfern für die Sand- und Dornenwüste ist die Frage: Wie will man die Vernichtung von 1500 blühenden Menschenleben rechtfertigen? . . . Das Geschrei von „nationaler Ehre“ ist keine Antwort auf die hangen Fragen. Der, die den Verlust eines teuren Angehörigen betrauern. Der die Petersprozesse hat alles Welt enthüllt, wie man Eingeborene, die angeblich mit den Segnungen der Kultur beglückt werden sollen, zu Verzweiflungsaufständen geradezu zwingt . . .

### Zum Zucker-Brief.

Genosse Bebel sendet uns folgende Zeilen mit dem Ergehen um Veröffentlichung: „Ich lese nachträglich in der „Leipziger Volksztg.“, daß der Vertreter der „Frankf. Zeitung“ in New-York seinem Blatte die Mitteilung gemacht habe, der Afrikareisende Giesebrecht habe ihm in bezug auf den sogenannten Zucker-Brief unter anderem gesagt:

„Er, Giesebrecht, sei am 12. März 1896 mit einem bekannten Afrikaforscher und weiteren hohen Beamten des Kolonialamts zusammen in Berlin gewesen. Der Afrikaforscher erzählte Giesebrecht dabei, nimmere er gehe es Peters an den Kraken. Er habe Informationen des Auswärtigen Amtes. Dessen Niederschrift überbrachte Giesebrecht dem Abgeordneten Bebel und dieser habe auf Grund der darin enthaltenen Äußerungen irrtümlich geglaubt, im Besitze eines Briefes von Peters an den Bischof zu sein, was nicht beachtlich war.“

Gegenüber diesem Versuch Giesebrechts, mich in dieser Affäre in einer etwas leitenden Rolle erscheinen zu lassen, stelle ich fest, daß meine Mitteilungen in der Petersaffäre nicht von Giesebrecht herühren, daß er kein Gewährsmann für mich war und daß, wie die Berichte über die Reichstagsverhandlungen vom 13. bis 16. März 1896 ausweisen, der sog. Zucker-Brief von mir in der Form vollständig mitgeteilt wurde, wie er mir von meinem Gewährsmann übergeben worden war.“

### Endlich!

Der Entwurf, betreffend den zehnstündigen Maximalarbeitszeit der Frauen, wird dem Reichstage in der nächsten Tagung bestimmt zugehen. Die in Betracht kommenden Industriezweige haben sich fast ausschließlich mit der Herabsetzung der Maximalarbeitszeit

von 11 auf 10 Stunden einverstanden erklärt. Der Entwurf sieht gewisse Übergangsfristen vor. — Also wieder noch halbe Arbeit, trotzdem die Industriellen sich mit der Herabsetzung einverstanden erklärt haben!

### Entweder — oder.

Aber die Chancen der Blockpolitik hielt der Reichstags- und Landtagsabgeordnete Bayer auf dem Sommerfest der Süddeutschen Volkspartei in Württemberg folgende staatsmännische Entweder — oder-Rede:

„Im Reichstage sei die Partei in die bedeutende, aber verantwortungsvolle Stellung des Jungleins an der Wage gekommen. Der Wunsch der Partei sei das nur zu einem kleinen Teil gewesen. Dem Zusammengehen mit der Rechten und der Regierung stehe die Volkspartei noch immer mit dem Rest des alten Bauernaberglaubens gegenüber, daß mit großen Herren nicht gut Kirichen essen ist. (Heiterkeit.) Aber die Volkspartei sei mittlerweile auch im Umgang mit großen Herren etwas gewandter geworden und werde dafür sorgen, daß ihr die Kirichenkerne nicht ins Gesicht geworfen werden. (Heiterkeit.) Ein verdienstliches Werk und auch eines Opfers wert sei es, das Zentrum aus seiner ausschlaggebenden Stellung verdrängt zu haben. Im Herbst, nicht lange nach dem Zusammentritt des Reichstages werde die Entscheidung fallen müssen. Entweder gelinge es dem Reichskanzler, mit der Linken einen wirklichen Fortschritt für den Liberalismus zu erreichen, dann sei der Versuch nicht umsonst gewesen, oder es gelinge ihm nicht, und er müsse auf seine Politik verzichten. Dann nehme die Volkspartei ihre bisherige Taktik und den Kampf in alter Weise wieder auf, und sie sei überzeugt, daß er, wenn nicht jetzt, dann später zum Siege führe.“

Eine nette Politik, die so und auch anders kann, die entweder mit Regierung und Agrariern oder auch gegen sie! Und wenn nachher die wackere Freisinn-Demokratie als die Geprellte zur „unentwegten“ Opposition zurückkehren muß, hat sie zugleich die Massen um soviel hundert Millionen Steuergroschen für Kolonialabenteuer geprellt!

### Eine Schmach für das ostmärkische Deutschtum.

Unter dieser Überschrift wendet sich das „Posener Tageblatt“ gegen den Verkauf der Herrschaft Wodrze an den bekannten polnischen Güteragenten Biedermann. Das Blatt sagt, daß die Besitzer der Herrschaft, ein Generalleutnant a. D., ein Oberleutnant a. D. und ein Regierungsrat durchaus nicht in bedrängter Lage gewesen wären, was schon daraus hervorgehe, daß das mit 2200 000 verkaufte Gut nur mit 500 000 Mk. Hypothek belastet war. Den Verkäufern stände also auch nicht der Milderungsgrund zur Seite, daß sie in einer Notlage gehandelt hätten. Als die Übergabe des Gutes an Biedermann erfolgte, soll einer der Besitzer, der Oberleutnant a. D. Barth, eine Ansprache an die versammelten Beamten und Gutsarbeiter gehalten haben, um Biedermann als neuen Besitzer vorzustellen, worauf Biedermann in polnischer Sprache ein Hoch auf den preußischen Offizier ausbrachte.

Die Entrüstung der Haktisten ist possierlich. Sie sollten doch ihre famosen „Ostmärker“ besser kennen! Die ganze Treiberei der mitunter sehr zweifelhaften Deutschen in jenen schönen Gegenden hat doch wesentliche materielle Gründe, Preußische Junker haben sich immer sehr weitherzig gezeigt, wenn es galt, Geld einzufleischen. Ob es aus polnischen Rassen kommt oder aus dem aus den Steuergroschen zusammengesammelten Anstiftungsfonds, das ist den echten „deutschen“ Agrariern ungemein gleichgültig. Was sie interessiert, das ist lediglich die Höhe der Summe. Zahlt der Staat besser, dann heißen die Edelsten und Besten „germanisieren“; zahlen die Polen besser, dann wird freudig „polonisiert“.

Wenn nicht das Volk schließlich die Kosten zahlen müßte, man wäre geneigt, diese „Ostmärker“, diese Typen des preußischen Junkertums, zu begrüßen, weil sie die tolle Wirtschaft des Haktismus so schön ad absurdum führen.

### Das Antigerwerbsgesetz abgetan?

Die „Neue Pol. Kor.“ will wissen, daß durch das in Aussicht gestellte Reichsvereinsgesetz, das angeblich dem Reichstage gleich bei seinem Zusammentritt zugehen soll, die Bestrebungen gegenstandslos werden, welche auf das Gesetz betr. die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine seit Jahren abzielten, und zu einem Entwurf geführt hatten, den damals Graf Posadowsky verteidigte, der aber von der großen Mehrheit des Reichstags für „ungenügend“ gehalten wurde und nicht zur Erledigung kam. Daß mit dem nach den Wahlen im neuen Reichstage hervorgetretenen Entschluß des Reichskanzlers, das Vereins- und Versammlungsrecht im Reich zu regeln, ein besonderes Gesetz über die Berufsvereine entbehrlich werden wird, hat damals Graf Posadowsky selbst anerkannt. Er erklärte am 11. April im Reichstage: „Der Reichskanzler hat ein Vereins- und Versammlungsrecht angekündigt, und ich bin jetzt bei dieser veränderten Sachlage auch der Ansicht, daß es praktischer ist, das Gesetz über die Vereins- und Versammlungsrecht in den Vordergrund zu stellen. Wenn dieses Gesetz die Gestalt bekommt, die es meines Erachtens bekommen muß, wenn es überhaupt auf Annahme in diesem Hause rechnen soll, dann wird es eine Kleinigkeit sein, hierbei durch einige Paragraphen auch das Recht der Berufsvereine zu regeln.“ Trohdem aber heißt es: Abwarten!

### Rußland.

Der Polizeijäbel auf dem Friedhof. In Riga kam es bei der Beerdigung eines Arbeiters der Eisengießerei Boule auf dem Friedhof zu einem Zusammenstoß zwischen Arbeitern und der Polizei. Die Polizei nahm Verhaftungen vor und trieb die demonstrierenden Arbeiter mit Waffengewalt auseinander.

Rußische Budgetanarchie. Aus Petersburg wird der „Russ. Korresp.“ mitgeteilt: Die verspätete Einberufung und die verfrühte Auflösung der zweiten Reichsduma hat bei uns eine bedenkliche Budgetanarchie geschaffen, die die Steuerzahler noch zu spüren bekommen werden. Da die Volksvertretung nicht in der Lage war, den Budgetentwurf zu erledigen, so behält den Grundgesetz gemäß das letztjährige Budget auch für das lau-

fende Jahr seine Geltung. Die Ausgaben werden daher nach den Normen des vorigen Jahres berechnet, die die entsprechenden Posten des diesjährigen Etatsentwurfs übersteigen; die Einnahmen sind auch nach dem Budget von 1906 festgesetzt, obwohl sie tatsächlich ganz anders sind. Dabei muß man noch berücksichtigen, daß die Gesamtsumme der Ausgaben für 1906 nur deshalb die des Entwurfs für das laufende Jahr übertrifft, weil der Etat für 1906 noch außerordentliche Ausgaben enthielt, die durch den Krieg mit Japan verursacht worden waren, die jetzt aber fortfallen. Die ordentlichen Ausgaben sind dagegen im Entwurf für das laufende Jahr höher berechnet als im vorjährigen Budget. Bei der Verwendung des vorjährigen Budgets für das laufende Jahr entstehen so Schwierigkeiten aller Art. Die einen Positionen erweisen sich als nicht ausreichend, die anderen als übermäßig groß. Damit sind aber die finanziellen Schwierigkeiten noch nicht erschöpft. § 116 der Grundgesetze sieht den Fall voraus, daß der Budgetentwurf zu Beginn des Etatsjahres noch nicht bestätigt ist. In diesem Falle soll der letztjährige auf gesetzlichem Wege zustande gekommene Etat mit denjenigen Änderungen, die durch die nachträglichen Gesetzesbestimmungen nötig sind, in Kraft treten. Der erwähnte Paragraph der Verfassung verlangt ferner, daß bis zur Veröffentlichung des neuen Etats die Kredite auf Verordnung des Ministerrates den einzelnen Ministerien und Hauptverwaltungen allmählich, gemäß dem wirklichen Bedarf und so, daß ihre Gesamtsumme monatlich nicht ein Zwölftel des jährlichen Ausgabenetats übertrifft, gewährt werden. Das Gesetz spricht offenbar von einem Budget, das von der Duma und dem Reichsrat bewilligt worden ist. Ein solches Budget liegt aber für das laufende Jahr nicht vor. Also wird die Regierung bis zum Ende des Jahres monatliche Kredite zu einem Zwölftel des Ausgabenetats für 1906 zur Verfügung halten müssen. So ist der Sinn des Gesetzes für den Fall der Verzögerung der Prüfung des Etats in den gesetzgebenden Körperschaften. Keinesfalls soll aber damit eine Budgetprüfung überhaupt unmöglich gemacht werden. Es ist mehr als fraglich, ob die Regierung dieses Gesetz auch richtig auslegen wird. Es ist möglich, daß die grobe Unbequemlichkeit der provisorischen monatlichen Kredite die Regierung veranlassen wird, ein endgültiges Budget für das laufende Jahr zu veröffentlichen, das im wesentlichen aus dem Etat für 1906 mit Berücksichtigung der neuen Gesetzesbestimmungen besteht wird. Dadurch würde sich die Gesamtsumme der Ausgaben noch vergrößern, denn seit der Bestätigung des Etats für 1906 ist eine Reihe von Bestimmungen erlassen worden, die dem Staatsschatz neue Ausgaben auferlegen. Dann aber sind keine Gesetze erlassen worden, die den Staat von überflüssigen Ausgaben befreit haben. Die findigen Köpfe des Finanzministeriums werden aber wohl mit Unterstützung der Staatskontrolle die ihnen gut bekannten, wenn auch nicht gesetzmäßigen Wege und Auswege mit dem üblichen Erfolg aussuchen.

### Italien.

Die Affäre Nafi. Blättermeldungen zufolge wird der Staatsgerichtshof in der Angelegenheit Nafi am 4. November zusammentreten. Telegramme aus Sizilien teilen mit, daß die neue Verhaftung Nafis in Trapani eine lebhafteste Erregung hervorgerufen hat, daß aber vollkommene Ruhe herrscht. Der Gemeinderat von Trapani nahm eine Tagesordnung an, in welcher gegen die Verhaftung protestiert wird. Eine Versammlung in Palermo proklamierte die Kandidatur Nafis für den Provinzialrat. Senatspräsident Cenami und zwei Senatoren, die mit der Einleitung des Prozesses beauftragt sind, begaben sich mit zwei Kommissaren in das Gefängnis nach Regina Coeli, um Nafi zu verhören. Am Dienstag nachmittag wurde Nafi durch den Gerichtsschreiber des Senats als höchsten Gerichtshofes die Begründung des Verhaftungsbefehls mitgeteilt. Sie beruht auf der Tatsache, daß Nafi in sieben Fällen Unterschlagungen begangen habe, davon vier vermittelst Fälschung öffentlicher Akten, und daß er Staatsgelder entwendet habe.

### Persien.

Parlament und Herrscher. Das neue persische Parlament ist durchaus nicht gewillt, dem Beispiel vieler europäischen Volksvertretungen zu folgen und sich dem souveränen Willen des Herrschers zu beugen. Es verlangt, daß der Schah vor dem Parlament erscheine und dort den Eid auf die Verfassung leiste. Der Schah hingegen möchte lieber zur gewaltsamen Auflösung des Parlaments schreiten, wenn es sicher anzunehmen wäre, daß die Truppen zuverlässig sind. Die Truppen aber drohen wegen rückständiger Soldzahlung mit Plünderungen. Die plötzliche Ankunft des ausländischen Prinzen Salar, der anscheinend von auswärtiger Seite gestützt wird, verwirrt die Lage noch mehr.

## Die geistliche Geißel.

Das Joch der Kirche in Form der geistlichen Schulaufsicht lastet schwer auf der preußischen Volksschule. Immer wieder wehrt sich die preußische Lehrerschaft gegen diese des Schulwesens unwürdige Bevormundung. Vergebens! In der Ära Studt ist dieses Joch immer enger, härter und drückender geworden. Und wie es unter Holle wird, wer weiß es? Was manche dieser geistlichen Glaubenswächter an Eingriffen in die persönliche Rechtssphäre des Lehrers und in seine persönliche Freiheit leisten, wie rückwärtslos sie ihre Bevormundungsgelüste gelegentlich zu befriedigen suchen, dafür liefert die Darstellung eines Lehrers ein schlagendes Beispiel, die die Redaktion des „Volkserziehers“ der „Verl. Volksztg.“ zur Verfügung stellt.

„Am 25. vorigen Monats bin ich gerade eifrig mit meiner Unterstufe beschäftigt. Es klopft. Die Tür tut sich auf. Ein schwarzer Kopf wird sichtbar.

Pastor: Möchte Sie gern sprechen hier draußen. Tag! Tag! Habe Ihnen die Schullehrer mitgebracht nebst Ihrem einen Belege, auf welchem ich 1,60 Mark für das Buch von Scharrelmann: „Im Rahmen des Alltags“ gestrichen habe. Ich weiß nichts davon und das



Buch ist nicht aus der Schulkasse bewilligt. (Etwas kräftiger sprechend.) Ich bin Vorsitzender des Schulkassenvorstandes. Noch bin ich Schulininspektor. Ich will wissen, welche Bücher für den Unterricht angeschafft werden. Dieses Buch kenne ich nicht.

Lehrer: Sie irren. Im Jahre 1905 ist das Buch gelegentlich des Vortrages über „Aufsatz“ auf der amtlichen Konferenz besprochen und empfohlen; es sind auch einzelne Abschnitte daraus vorgelesen. Darnach haben Sie das Buch aus meinen Händen empfangen und längere Zeit darin gelesen.

Pastor: Das Buch ist nicht besprochen, nicht empfohlen, und ich habe auch nicht darin gelesen.

Lehrer: Diese Behauptungen dürften wohl nicht ganz der Wahrheit entsprechen.

Pastor (heftig): Ich bin Vorsitzender des Schulkassenvorstandes und noch Ihr Schulininspektor.

Lehrer: Sagten Sie mir schon.

Pastor (sehr heftig): Das ist der Scharrelmann aus Bremen, von dem man in letzter Zeit nichts Gutes gehört hat. Es wird jedenfalls kein Thema über Religion und Christentum darin sein, und solange ich Vorsitzender des Schulkassenvorstandes und Ihr Schulininspektor bin, werde ich nie, nie, nie, meine Genehmigung dazu geben, daß das Buch aus der Schulkasse angeschafft wird.

Lehrer (ruhig): Schadet auch nicht. Ich werde 1,60 Mark an die Schulkasse zurückzahlen und damit wird das Buch mein Eigentum. Ich werde dann weiter in diesem Sinne meinen Aufsatzunterricht erteilen.

Pastor (heftig): In Ihrem Aufsatz über den Christbaum ist auch nichts von Christentum enthalten.

Lehrer: Der Aufsatz: „Unser Weihnachtsbaum.“

Pastor: Könnte auch ebenso gut „Unser Tannenbaum“ heißen.

Lehrer: Es war auch ein Tannenbaum.

Pastor: Ich habe Ihnen noch etwas mitzuteilen. Die Kinder versäumen den Gottesdienst; auch vorigen Sonntag fehlten einige. Ersuche Sie, festzustellen, wer das gewesen ist. Diese Kinder sollen am Donnerstag, nachmittags 4 Uhr, auf die Pfarre kommen (zwei Kilometer von hier). Haben Sie sonst noch etwas?

Lehrer: Danke!

Donnerstag, 5 Uhr nachmittags, Brief durch Boten, folgenden Inhalts:

H. L. H. in E. ersuche ich hierunter anzugeben, welche Kinder über 12 Jahre alt ohne meine Genehmigung den Gottesdienst versäumt haben, und anzugeben, in welcher Weise Sie sich des Auftrags erledigt haben.

Antwort: Namen der Kinder. Habe vor sämtlichen anwesenden Schulkindern erklärt, daß Sie wünschten, daß die Kinder zu Ihnen kommen sollten.

Am Sonntag, 30. Juni, hält der Pastor ein Kind zurück: Weshalb bist du nicht gekommen?

Kind: Mein Bruder hat gesagt, wenn ich zu Ihnen käme, dann bekäme ich Schläge.

Pastor: Sag' Deinem Bruder, er wäre ein Sünder. Bei Deinem Lehrer meldest Du Dich und legst Dich unten an das Ende der Oberstufe. . .

Aber nicht bloß für das Seelenheil des Lehrers ist nancher geistliche Ortschulininspektor außerordentlich interessiert; es kommen auch Fälle vor, wo der Geistliche dafür sorgt, daß es dem Lehrer materiell nicht zu gut geht. Dafür ein Beispiel:

In Eulo bei Forst ist der dritte Lehrer mit einem Gehalt von 800 Mark angestellt. Daß er infolge der allgemeinen Teuerung mit diesem Gehalt schwer auskommt, läßt sich denken. Der Lehrer beantragte daher, ihm eine Teuerungszulage zu gewähren. Die Gemeinde erkannte das Gesuch als berechtigt an und bewilligte 100 Mark. Der Gemeindevorsteher zahlt denn auch bald als erste Rate 25 Mark aus. Als jedoch der Pastor Löwentraut dies hörte, begab er sich sofort zum Gemeindevorsteher und verbot die weitere Auszahlung. (!) Der Gemeindevorsteher sagte dem Pastor, daß er ihn nicht als Vorgesetzten anerkenne. Pastor Löwentraut wandte sich aber an die Regierung mit dem Ersuchen, dem Lehrer die Annahme der 75 Mk. zu unterlagen. Und in der Tat verbot die Regierung dem Lehrer die Annahme der 75 Mark!

In den reaktionären Blättern, die sich für die geistliche Schulaufsicht begeistern, liest man zuweilen den schönen Satz, der Geistliche wäre der „natürliche Freund“ des Lehrers. Auch behaupten diese Blätter mitunter, das Wohlwollen der Regierung für die Lehrer wäre unbegrenzt. Was soll man zu der unheilbaren Verstocktheit der Lehrer sagen, die das aber durchaus nicht glauben wollen!

## Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Donnerstag, den 18. Juli.

Eine Übersicht über den Schülerbestand in den Lübeckischen Schulen am Schlusse des Schuljahres 1906/1907 veröffentlichte dieser Tage die Oberschulbehörde. Darnach würden die höheren Schulen von 1539 Knaben und 589 Mädchen, also insgesamt 2128 Kindern besucht. Die Mittelschulen hatten eine Besucherzahl von 1456 Knaben und 1019 Mädchen, zusammen 2475 Kindern aufzuweisen. Bemerkenswert ist es, daß von den Volksschulen die Zahl der Kinder den größeren Besuch haben. Ob diese Tatsache damit zusammenhängt, daß man die Freischulen vielfach an die Peripherie der Stadt verlegt hat oder ob ein gewisser Mangel der Eltern dabei mitwirkt, die es für entwürdigend halten, ihre Kinder in die Freischulen zu schicken, entzieht sich unserer Kenntnis. Die Volksschulen wurden von 2638 Knaben und 2706 Mädchen, insgesamt 5344 Kindern, die Freischulen dagegen nur von 2504 Knaben und 2448 Mädchen, insgesamt 4952 Kindern besucht. Die Privatschulen wiesen einen Schülerbestand von 1080 (355 Knaben und 675 Mädchen) auf. Die Kirchen-, Gemeinde- und Stiftungsschulen hatten 262 Knaben und 418 Mädchen, zusammen 680 Kinder zu unterrichten. An den sonstigen öffentlichen Lehranstalten der Stadt Lübeck (Gewerbeschule usw.) wurden 2331 Schüler und 188 Schülerinnen unterrichtet. Die nichtöffentlichen sonstigen Lehranstalten, unter denen erstmalig die Arbeiterbildungsschule mit 86 Schülern figuriert, hatten einen Bestand von 172 männlichen und 285 weiblichen Zöglingen. Im Städtischen Travemünde wurden die dortigen öffentlichen Lehranstalten von 177 Knaben und 228 Mädchen, insgesamt 400 Kindern, besucht. Am Fortbildungsschulunterricht nahmen 32 Knaben

teil. Die Schulen in den Landbezirken wiesen eine Frequenz von 940 Knaben und 994 Mädchen, insgesamt 1935 Zöglingen auf.

**Giftige Pilze.** Angefichts der Pilzzeit dürfte eine Warnung vor den giftigen Pilzen den Pilzsuchern erwünscht sein. Einer der giftigsten Pilze ist der Fliegenpilz, der an seinem hochroten mit weißen Punkten überfärbten Hut leicht kenntlich ist. Er fñhlt sich hebrig an, das Innere des Stiles ist mit spinnwebartigem Mark erfüllt. Ein in Buchenwäldern häufig vorkommender Giftpilz ist der Banterschwamm, dem Fliegenpilz sehr ähnlich, nur ist die Färbung des Hutes ein wenig dunkler als bei dem Fliegenpilz. Unter Birken wächst häufig der Virenenreißer, der leicht mit dem eßbaren Gierchwamm zu verwechseln ist; man kann ihn durch seinen behaarten Rand leicht erkennen. Einer der giftigsten Spitzmorchel ähnlicher Giftpilz ist die Gift- und Stinkmorchel, die sich im jungen Zustande in einer schmutzig-gelben Hülle befindet und durch ihren widerlichen Geruch leicht kenntlich ist. Der Saupilz oder Herenschwamm, der den Steinpilz ähnelt, ist daran zu erkennen, daß er beim Durchschneiden blau anfäuft. Der Speitenfel mit seinem roten, gelben, oder auch glänzend weißen Hute ist mit einem ablöslichen schleimigen Häutchen überzogen. Ein außerordentlich giftiger Schwamm ist ferner der Knollenblätterchwamm, welcher an giftiger Wirkung dem Fliegenpilz gleichkommt. Er ist deshalb sehr gefährlich, weil man ihn in jungem Zustande mit einem Champignon verwechseln kann. Kennzeichen sind sein oben hohler und unten dicker Stiel. Der Schwefelpilz, ein namentlich an Baumstämmen in Büscheln wachsender Giftpilz, ist durch seine schwefelgelbe Farbe kenntlich. Endlich ist noch der Zatanpilz mit seinem dicken, roten Schaft zu erwähnen, welcher namentlich in Laubwäldern und auf Bergwiesen wächst. Er fñhlt sich hebrig an, sein schmutziggelber Hut ist polsterförmig gewölbt. Überhaupt zeichnen sich die Giftpilze hauptsächlich durch ihre lebhaften Farben von den eßbaren aus. Bei Vergiftungsfällen durch Giftpilze sind schleimig Brechmittel anzuwenden.

**Die Linde blñht.** Das diesjährige Sommerwetter war der reifen und kräftigen Entwicklung der Lindenblüten besonders günstig. Die Kronen der Linden, namentlich der älteren Bäume, sind mit Blüten förmlich überladen, die weithin ihren Duft verbreiten. Ten Lindenblüten wird vielfach eine Heilkraft zugeschrieben, die sie aber nicht besitzen; höchstens können sie als schweißtreibendes Mittel verwendet werden. Die Bienen weilen mit Vorliebe „unter der blühenden Linde“, und der helle Lindenhonig wird gewöhnlich als der beste bezeichnet. Nicht allgemein bekannt dürfte sein, daß die Lindenblüten einen lehrigen, zuckerhaltigen Saft absondern, der in seinen Tropfen herunterfällt. Ein längerer Aufenthalt unter blühenden Linden kann daher für empfindliche Garderoben, für seidene Blusen, Damenhüte und ähnliche Toilettenstücke zuweilen verderblich werden.

### Arbeiter, Parteigenossen!

#### Erwerbt

### das lübeckische Bürgerrecht!

**Stadthallen-Theater.** Aus der Theaterkassette schreibt man uns: Willkürs gern gehörte Operette „Der Bettelstudent“ geht am Freitag nach sorgfältiger Einstudierung in Szene. Frau Direktor Norkowski singt die Laura, eine ihrer besten Partien, und Fel. Lothar die Bronislawa. Herr Heydrich wird uns durch seinen Synon erfreuen und Herr Werner wird als Jan ihm getreulich zur Seite stehen. Den Oberst Ollendorf gibt Herr Bräuer. Sonnabend findet keine Vorstellung statt. Am Sonntag wird die Offenbach'sche Operette „D'ryheus in der Unterwelt“ nochmals gegeben und machen wir darauf aufmerksam, daß eine Wiederholung nicht mehr stattfinden kann.

**Wilhelm - Theater.** Man schreibt uns: Nach vielen sorgfältigen Proben geht morgen wohl vorbereitet Shakespear's ewig junges Lustspiel: „Was ihr wollt“ in Szene. Eine Vorstellung, die die literarischen Kreise unserer Stadt mit hoher Befriedigung erfüllen wird. Als vollständige Vorstellung ist am Sonnabend eine Wiederholung von: „Flachsman als Erzieher“ vorgesehen. Am Sonntag wird die so beifällig aufgenommene Festvorstellung mit den Serenissimus-Zwischenpielen nochmals gegeben. Auch hierzu haben Durchlaucht Serenissimus sein Erscheinen zugesagt.

**Saus-Theater.** Man schreibt uns: Das zweimalige Gastspiel (Sonnabend und Sonntag) des Ensemble des Stadthallen-Theaters führt uns noch einmal unsern Gast Max Schütz vor und zwar in der Rolle des Senator Andersen in dem Lustspiel „Der Herr Senator“. Am Mittwoch hat er in dieser Rolle geradezu Lachstürme hervorgerufen. Am Sonntag geht die sensationelle Novität „Der Dieb“ von Henry Bernstein in Szene.

**Travemünde.** Durch Feuer vernichtet wurde gestern mittag 2 Uhr die mit Stroh und Heu gefüllte Scheune des an der Vorderreihe wohnenden Fuhrwerksbesizers Haate, die auch als Stall benützt wurde. Während es gelang, die Pferde zu retten, verbrannte ein Frachtwagen. An den Löscharbeiten beteiligten sich außer der freiwilligen Feuermehr auch Mannschaften des hier liegenden Kriegsschiffes „Rhein“.

**e. Stockelsdorf.** Von den hiesigen Gewerkschaften war am Sonntag der erste Versuch mit einem Gewerkschaftsausflug gemacht worden. Derselbe ist geglückt, denn das Fest ist sehr schön verlaufen. Der Dampfer „St. Lorenz“ war nach Travemünde und eventuell in See geschertert. Mit klingendem Spiel wurde 12 1/2 Uhr vom Gesellschaftsraum 2. Plectan-Fackenburg abmarschiert; es ging durch Krempeledorf, am Holstentor vorbei an der Trave bis zur Drehbrücke, woselbst die Einschiffung um 1 1/2 Uhr stattfand. Etwas nach 3 Uhr trafen die Festeilnehmer in Travemünde ein, wo es nach dem „Kolosseum“ ging. Nach einem Imbiß konnte der Ball seinen Anfang nehmen. Es war Sturm in See und deshalb blieb die Seetour aus. Erwähnt sei noch, daß im „Kolosseum“ von den Sängern einige Arbeiterlieder zu Gehör gebracht wurden. Etwas nach 8 Uhr wurde aufgebroschen und mit klingendem Spiel ging's wieder zum Dampfer. Leider wurde die Fahrt durch den strömenden Regen etwas beeinträchtigt. Im übrigen ist jeder Teilnehmer von diesem Ausfluge nicht nur befriedigt gewesen, sondern es wurde vielfach der Wunsch rege, solche Touren häufiger zu machen.

**Vargteheide.** Ein bedauernder Unfall ereignete sich am Dienstag auf dem hiesigen Bahnhofe. Ein junger Mann war von der Eisenbahn-Direktion aus Lübeck geschickt, um die Spirituslampen am Bahnhof nachzusehen und in Ordnung zu bringen. Zu dieser Arbeit wurde ihm ein Koffertträger zu Hilfe gegeben; als sie nun

eine Lampe probieren wollten, wurde die Lampe angezündet und das noch brennende Streichholz arglos weggeworfen; es fiel unglücklicherweise in den Trichter auf dem Behälter, in dem die Flüssigkeit war. Der Behälter explodierte und die beiden Männer standen im Feuer. Der Koffertträger kam mit geringen Brandwunden davon, während der andere schwer verbrannt im Tragkorb nach Lübeck ins Krankenhaus befördert wurde.

**Altona.** Ein bestraffter Schweinegel. Wegen schweren Sittverbrechens wurde der Ingenieur Oskar Meyer aus Altona am Mittwoch von der Ferienstrafkammer I des Altonaer Landgerichts in der unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführten Verhandlung zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. W. hatte sich wiederholt an kleinen Schulkindern vergangen.

**Neustrelitz.** Der Reichstagsabgeordnete Naucler unglücklich. Der „Landbeszeitung“ zufolge unglückliche der Reichstagsabgeordnete Naucler, als er eine Verwandte aus Mantensee abholen wollte, dadurch, daß der von ihm benutzte Einpänner umstürzte. Der Reichstagsabgeordnete trug schwere Quetschungen davon.

**Nordseebad Juist.** Schwere Unglücksfall. Im Rade am Herrenstrande geriet bei stürmischer See ein Seefundauer aus Kassel in die tosende Brandung. Am sein Angstgeschrei warf sich der Sicherheitswächter Wessels aus dem benachbarten Loog in die W. Bergleiblich bemühte er sich, den schwer bedrohten Schüler zu erfassen, die Brandung trieb den Retter ins Meer, in dem er vor den Augen der Badegäste verchwand. Inzwischen war es dem Schüler gelungen, eine die Grenze des Seebades bezeichnende rote Boje zu ergreifen; der Grenzaufsicher Stüger und ein Badegast befreiten ihn mittelst einer Wurfleine aus seiner gefährlichen Lage. Die Leiche des Wärters Wessels trieb drei Stunden später während der Ebbe an dem westlich gelegenen Damenstrande an; sie zeigte eine Wunde an der Stirn. Badegäste sammelten Geld zur Unterstützung seiner jungen Witwe.

**Sufum.** Kindesstötung. Dienstag früh wurde auf der Freiheit hier, während noch im Festzelt die Nachfeier des Schützenfestes stattfand, eine graußige Muttat verübt. Hinter dem Walle der zu Norden der Freiheit liegenden Koppel wurde die Leiche eines neugeborenen Kindes gefunden, das am Hals und am Kopf lassende Wunden zeigte. Wie die Untersuchung ergab, muß das Kind noch einige Stunden gelebt haben. Ferner haben die Ermittlungen ergeben, daß die Tochter eines fremden Schaustellers hier heimlich geboren und das Kind beseitigt hat. Es scheint, als ob das Mädchen, das zunächst dem Krankenhaus zugeführt ist, die Tat nicht allein begangen habe; auch der Vater des Mädchens ist verhaftet worden.

**Bremen.** Die Arbeiter und Arbeiterinnen der Jute spinncerei an der Nordstraße sind in eine Lohnbewegung eingetreten. Am 4. Juli ist der Direktion der Fabrik durch den Arbeiterausschuß ein neuer Tarif überreicht. Trotzdem die Löhne außerordentlich geringe sind — 1,40 Mk. Tagelohn bei zehnstündiger Arbeitszeit für Frauen, Mädchen und auch Männer ist nichts Seltenes — zeigte die Direktion so gut wie gar kein Entgegenkommen. Eine Versammlung der Arbeiter der Fabrik faßte deshalb folgende Resolution: „Die sehr zahlreich besuchte Fabrikversammlung der Jute-Arbeiter und Arbeiterinnen nimmt mit Entrüstung von dem abschlägigen Bescheid des Direktors Haagemann Kenntnis und beauftragt den Arbeiterausschuß, nochmals bei der Direktion vorstellig zu werden. Weiter beauftragen die Versammelten den Vorstand der Jute-Kasse Bremen, beim Zentralvorstand energische Schritte in die Wege zu leiten, damit die schlechten Lohn- und Arbeitsverhältnisse in der Jute schnellstens verbessert werden. Weiter halten es die Versammelten für ihre heilige Pflicht, treu zur Fahne des Textilarbeiterverbandes zu halten und für Ausbreitung und Vertiefung desselben Sorge zu tragen.“

**Lüneburg.** Der Verband nordwestdeutscher Konsumvereine hielt am 13. und 14. Juli in Lüneburg seinen 22. Verbandstag ab. Vertreten waren 73 Vereine durch 146 Delegierte. Der Verband zählte am 1. Mai 1906 147 Genossenschaften, während er das neue Geschäftsjahr mit 152 Genossenschaften begann, wovon 145 Konsumvereine, 6 Produktivgenossenschaften und 1 Wadecanaltsgenossenschaft sind. Die Mitgliederzahl der Vereine beträgt 119 353 gegen 108 038 im Vorjahr, die Zahl der Verkaufsstellen 350. Von den Vereinen betreiben 10 Eigenproduktion und zwar 9 Bäckerei, 2 haben Fleischer, 1 Tischlerei. Der Gesamtumsatz der Eigenproduktion der Vereine beträgt 1 405 302 Mk. Beschäftigt werden 1171 Personen, davon 1051 in der Warenabteilung, 120 in der Eigenproduktion. Der Umsatz der 145 Vereine beträgt 26 456 514 Mk. im eigenen Geschäft und 1 103 403 Mk. im Lieferantengeschäft. Der Umsatz ist im eigenen Geschäft gegen das Vorjahr um 3 867 805 Mk. gestiegen. Der Geschäftsertrag betrug 4 348 451 Mk. Die 6 Produktivgenossenschaften erzeugen: 3 Backwaren, 1 Konditorei- und Zuckerwaren, 1 Zigarren und 1 Drucksachen. In diesen Betrieben sind 446 Personen tätig. Aus den Verhandlungen ist hervorzuheben das immer mehr in den Vordergrund tretende Bestreben, den Warenbedarf möglichst gemeinschaftlich auf den Einkaufstagen der Einkaufsvereine zu kaufen, um durch die Zusammenlegung der Einkäufe größere Vorteile zu erzielen. So ist der gemeinsame Warenbezug die Vorstufe der Eigenproduktion. Der Zusammenbruch in dieser Richtung ist um so mehr notwendig, als sich bei den Fabrikanten von Markenartikeln das Bestreben bemerkbar macht, die Großverkaufsgesellschaft der Konsumvereine, Hamburg, zu boykottieren, ein Versuch, der hoffentlich die eigene Warenproduktion beschleunigt. Eifrig wurde die Frage der Verschmelzung der Konsumvereine in Bezirkskonsumvereine debattiert. Allseitig wurde der Ansicht zugestimmt, möglichst die Gründung kleiner Vereine zu unterlassen, vielmehr danach zu streben, daß die größeren Vereine in solchen benachbarten Orten Filialen einrichten. Die Frage der Tarifverhandlungen wurde in einem Referat behandelt und ist zu hoffen, daß der Mißklang, der durch den Beschluß in Düsseldorf zwischen Gewerkschaften und Genossenschaften entstanden ist, durch beiderseitiges Nachgeben bald wieder beseitigt ist. Eine Resolution sprach sich für den Tarifabschluß auf der Grundlage der Einigung nach dem Genossenschaftstag seitens der Bäckerei betreibenden Vereine und des Bäckerverbandes aus. Der nächste Verbandstag findet in Darburg statt.

## Theater und Musik.

Im Stadthallen-Theater wurde gestern abend das bekannte Lustspiel „Der Herr Senator“ von Schanhan und Kadelburg aufgeführt, und zwar mit Herrn Max Schütz in der Titelrolle. Der Künstler hat den Senator Andersen in Lübeck bereits wiederholt mit bestem Erfolg gespielt; gestern ließ er wieder seinem köstlichen Humor derart die Zügel schießen, daß die Zuschauer aus der heitersten Stimmung gar nicht mehr herauskamen. Doch auch die übrigen Mitwirkenden boten nur gutes, zum Teil sogar vorzügliches. Die Damen Muna w i g, S e i k und R u p p r e c h t, sowie die Herren D e m u t h und K u g e l b e r g waren die Träger der Hauptrollen; sie schufen im Verein mit Herrn Schütz eine so ab-



erundete Vorstellung, daß es nur als berechtigt erscheinen konnte, wenn der Beifall anhaltend und lebhaft war.

P. L.

### Handels- und Marktnachrichten.

Lübecker Marktpreise vom 17. Juli.

Bauern-Butter Pfd. 1,05—1,10 Mt., Meierei-Butter Pfd. 1,20 Mt., Hasen — Mt., Enten — 3,25 Mt., Hühner 1,60—2 Mt., Kühen Stk. 1,20 Mt., Tauben Stk. 0,45 bis 0,50 Mt., Gänse Pfd. — Mt., Kackans — Mt., Schweinskopf Pfd. 0,45 Mt., Schinken Pfd. 0,95—1,05 Mt., Wurst Pfd. 1,25—1,30 Mt., Eier 9 Stk. 60 Pfg., Karpfen Pfd. — Mt., Geräth. Lachs Pfd. 1,00—2,00 Mt., Karautischen Pfd. 80 Pfg., Hechte Pfd. 70 Pfg., Barsche Pfd. 60 Pfg., Aal Pfd. 0,90—1 Mt., Deringe 2 10 Pfg., Dorsche genüg., Brachsen Pfd. — Pfg., Gemüse genügend, Blumenkohl, d. Kopf 0,25—0,30 Mt., Äpfel, verschiedene pr. 100 Pfd. — — Mt., Pfäumen, pr.

100 Pfd. — — Mt., Kirchen Pfd. 25 Pfg., Zwiebeln, hiesige, 100 Pfd. — Mt., Gurken 100 Pfd. — Mt., Kartoffeln, beste, 100 Pfd. — Mt., Kohl, 100 Pfd. — Mt., Süßwasserfische genügend. Kartoffeln pr. 10 Liter 70—80 Pfg.

### Getreidepreise.

Lübeck, 17. Juni.  
Weizen, 127—132 Pfd. holl. 201—206 Mt. Roggen 118—123 Pfd. holl. 200—205 Mt. Hafer nach Qualität 190—198 Mt., hochfein über Notiz. Gerste, nach Qualität 170—178 per 1000 Kilo.

### Butter-Notierungen

b. Landwirtschaftskammer f. d. Provinz Schleswig-Holstein.  
Butter-Auktion des ostholsteinischen Meierei-Verbandes.  
Samburg, 17. Juli.  
1. Klasse 818 Drittel zu 109,— Mt. im Durchschnitt.  
2. " 26 " " 102,33 Mt. " " "

### Sternschanz-Viehmarkt

17. Juli.  
Der Schweinehandel verlief sehr rego. Zugeführt wurden 611 Stück, davon vom Norden — Stück, vom Süden — Stück. Preis: Verbandschweine schwere 60—61½ Mt., leichte 62½—63 Mt., Sauen 55—58 Mt. und Ferkel 59—62 Mt. pro 100 Pfund.

Die Fischhandlung von E. Boy bietet am Freitag und Sonnabend in der Markthalle frische Fische aus. Näheres siehe Inserat.

Verantwortlich für die Rubrik Lübeck und Nachbargebiete und die mit P. L. gezeichneten Artikel Paul Löwigt; für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling.  
Verleger: F. H. Schwarz, Druck: Friedr. Meyer u. Co. Sämtlich in Lübeck.

### Komitee- u. Kommissions-Sitzungen

### Arbeiter-Abstinenz-Bund.

Heute Donnerstag abend 8¼ Uhr.

Am 16. d. M. entschlief sanft nach langem schwerem Leiden unser lieber Sohn Peter im fast vollendeten 25. Lebensjahre.

Tief betrauert von seinen Eltern Peter Schmalfeldt und Frau, geb. Burmeister, nebst Kindern u. allen, die ihm nahe st. Beerdigung Freitag 3 Uhr vom Sterbehause, Schwartauer Allee 225, aus. Trauerfeier 2¼ Uhr.

Zentral-Verband aller in der Schmiederei beschäftigten Personen. (Zahlstelle Lübeck.)

### Nachruf.

Am Dienstag, den 16. Juli, verstarb unser Mitglied

### Peter Schmalfeldt

im 25. Lebensjahre. Ehre seinem Andenken. Die Beerdigung findet Freitag, den 19. Juli, nachmittags 2¼ Uhr, vom Sterbehause, Schwartauer Allee 225, aus statt. Um zahlreichere Beteiligung wird gebeten. Die Ortsverwaltung

Für die erwiesene Unterstützung vom Zentralverband der Maurer Lübecks meinen besten Dank. F. David.

Zu vermieten ein freundliches Logis Leichstraße 8a.

Gesucht zu sofort ein tücht. Schuhmachergehülfe. A. Thien, Gloginstraße 24.

Piano, gut erhalten, 160 Mt. Johannistr. 17/19, pt. 1. Zu verkaufen zwei große Oleander Moislinger Allee 50b.

E. BOY, Fischhandlung Hüxstr. 30. Telefon 115.

Markthalle 16. Freitag und Sonnabend von morgens 7 Uhr an:

Seelachs, in ganzen Fischen Pfd. 12 Pfg. Rostungen 35 Pfg. Fischcarbonade, zum Braten fertig, Pfd. 40 Pfg.

NB. Nur frische Fische, keine Lagerware.

**Die Arbeiter-Garderoben**  
aus dem Spezial-Geschäft von  
**Lübeck Otto Albers** Kohla.  
Markt 4 10.  
hab vortheilhaft bezahlt durch gute Bearbeitung und sehr billige Preise. U. A.:  
Leberhosen . . . 2,30—3,45  
Bauerhosen . . . 2,60—3,75  
Schloßhosen . . . 1,88—3,25  
Uebergishosen . . . 1,08—2,35  
Hornhosen . . . 1,68—3,25  
Lichte Jaden, kürze und gerade, 1,28  
Kajen, Frauen, Schlachterjaden, Reiterjaden, Halber-Kittel ebenfalls billig.  
Käsen von 30 Pfg. bis 1,88 Mt.  
Note Subcamarken.

**Johannes Probst**  
Uhrmacher Markstraße 29  
Reparaturen unter Garantie prompt und billig. Federn N. 1,50, Gläser v. 30 Pfg. an.

**Achtung Maurer!**

**General-Versammlung**  
der Krankenkasse der Maurer (Lokal)  
am Freitag, den 19. Juli, abends 8¼ Uhr  
im Vereinshaus, Johannisstraße 50-52.  
Tages-Ordnung:  
1. Abrechnung vom letzten Halbjahr.  
2. Sonstige Angelegenheiten.  
Alle Mitglieder müssen erscheinen.  
Der Vorstand.

# Friedr. Meyer & Comp.

## Buchdruckerei — Buchhandlung

Johannisstraße 46 = LÜBECK = Fernspr.: Nr. 926

Anfertigung von

- Plakaten
- Broschüren
- Flugblättern
- Statuten
- Mitgliedskarten
- Eintrittskarten
- Programmen
- Festliedern.

Herstellung sämtlicher  
= Buchdruckarbeiten =  
in ein- u. mehrfarbigem Druck

Für Massenauflagen: Rotationsdruck.

Solide Preise. — Prompte Lieferung.

Verlag des Lübecker Volksboten

Anfertigung von

- Briefbogen
- Kouverts
- Rechnungen
- Quittungen
- Mitteilungen
- Adresskarten
- Zirkularen
- Visitenkarten.

Man abonniert jederzeit auf das schönste und billigste Familien-Witzblatt



## Meggendorfer-Blätter

München 2 Zeitschrift für Humor und Kunst  
2 Vierteljährlich 13 Nummern nur M. 3.—

Abonnement bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Verlangen Sie eine Gratis-Probenummer vom Verlag, München, Theatinerstr. 41

Kein Besucher der Stadt München sollte es veräumen, die in den Räumen der Redaktion, Theatinerstraße 41 III befindliche, äußerst interessante Ausstellung von Originalzeichnungen der Meggendorfer-Blätter zu besichtigen.

Täglich geöffnet. Eintritt für jedermann frei!

## Achtung Bauarbeiter!

### Mitgliederversammlung

am Freitag, den 19. d. M., abends 8¼ Uhr  
im Vereinshaus, Johannisstraße 46-52.

Tages-Ordnung:

1. Aufnahme neuer Mitglieder.
2. Abrechnung vom zweiten Quartal.
3. Abrechnung vom Sommerfest.
4. Bericht vom Fest-Komitee über den Auszug nach Mülln.
5. Bericht der Tarif-Kommission.
6. Verschiedenes.

Wegen der wichtigen Tagesordnung ist das Erscheinen aller Mitglieder dringend erforderlich.

Der Vorstand

## Stadthallen-Theater.

Direktion: Ludwig Piorkowski.  
Freitag, 8 Uhr. 34. Abonn.-Vorst.  
**Der Bettelstudent.**  
Operette in 3 Akten von Millöcker.  
Sonntag, 7¼ Uhr. 35. Abonnem.-Vorstellung.  
Letzte Wiederholung der Operette  
Orpheus in der Unterwelt.

## Wilhelm-Theater.

Freitag: 34. Abonn.-Vorstellung.  
**Was ihr wollt,**  
oder: Der Dreikönigsabend.  
Lustspiel in 4 Akten von Shakespeare.  
Anfang 8 Uhr.  
Sonnabend: Flachmann als Erzieher.  
Sonntag: Einmalige Wiederholung der Fest-Vorstellung anlässlich der Anwesenheit Sr. Durchlaucht Serenissimus.

# Schulschreibhefte

in allen Liniaturen — genau nach Vorschrift empfiehlt die

## Buch- und Papierhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Wiederverkäufer erhalten höchsten Rabatt.

**Adolf Hübner** Uhrmacher u. Goldarbeiter, Sünthaus 13

Verein für Gesundheitspflege und Naturheilkunde.

Freitag, den 19. Juli, abends 8¼ Uhr  
**Monats-Versammlung**  
in Karlsruhof.  
Sonntag, den 21. Juli 1907:  
**Spielfest**  
für Kinder in Karlsruhof.  
Anfang 4 Uhr. Eintritt frei.

## Achtung!

### Zentral-Verband aller in der Schmiederei beschäft. Personen.

(Zahlstelle Lübeck.)

Erkrankte Mitglieder haben sich sofort unter Abgabe des Mitgliedsbuches an Wochentagen von 6½—8 Uhr beim Kassierer Küdiger, Sühnowstraße 16, I., zu melden.  
Krankengeld wird jeden Sonntag von 10 bis 11 Uhr bei Schröder, Lederstraße 3, ausbezahlt.

Die Ortsverwaltung.

## Hansatheater.

Sonnabend, den 20. Juli, 8 Uhr.  
Ensemble-Gastspiel des Stadthallentheaters  
Direktion Ludwig Piorkowski, mit Max Schütz vom Deutschen Theater in Berlin.  
Großer Heiterkeitserfolg!  
**Der Herr Senator.**  
Sonntag, den 21. Juli, 8 Uhr.  
Sensationelle Novität.  
**Der Dieb.**  
Vorverkauf bei Sager, Kohlmart.



## Der Reichslügenverband an der Arbeit.

Der Magdeburger „Volksstimme“ ist ein Schriftstück des Reichslügenverbandes auf den Redaktionstisch geflogen, das schätzenswerte Aufschlüsse gibt über die Art der Agitation der Liebertgarde und über ihre Organisationspläne. Es ist ein Schreiben der Ortsgruppe Magdeburg des Reichsverbandes an die Hauptleitung in Berlin. Im ersten Teil des Schreibens werden Mitteilungen gemacht über die in Magdeburg in Aussicht genommene Arbeit. Es sollen patriotische Familienabende veranstaltet werden, um die Frauen zu kapern, und zwar will der Reichsverband die vereinigten bürgerlichen Parteien veranlassen, diese Sache in die Hand zu nehmen. Das würde gleichzeitig „erziehend auf die Parteien selbst einwirken und die immer wieder auftretenden Gegensätze verwischen helfen.“ Täglich sollen sechs Flugblätter, die politische Tagesfragen behandeln, verbreitet werden. Man will jedoch nicht „die ganze Masse der Arbeiterschaft mit Flugblättern überschwemmen, sondern die Knalltröten und andererseits die National-Sicheren von der Propaganda ausschließen.“ Zu dem Zweck soll „eine gutgegliederte Organisation über die ganze Stadt“ geschaffen werden, von der man hofft, daß sie „eine wertvolle Kernorganisation für künftige Wahlen“ werden wird. Durch eine bis ins kleinste gegliederte Organisation mit Oblenten und Vertrauensmännern will man die Leute feststellen, die bearbeitet werden sollen. So soll eine „planmäßige persönliche Bearbeitung“ angebahnt werden — aber nur bei den indifferenten, „bei eingeschworenen Sozialdemokraten wären Arbeit und Kosten verschwunden“, ein Zeugnis, auf das unsere Genossen stolz sein können.

Der zweite Teil des Schreibens enthält Vorschläge der Magdeburger Ortsgruppe, die diese der Hauptleitung zur Erwägung unterbreitet: Sie lauten:

1. Von Dr. Liebknecht wird eine stärkere sozialdemokratische Propaganda im Heere befürwortet. Sollte der Reichsverband seine Aufklärungsarbeit nicht auf dies Gebiet übertragen, sei es durch Flugblätter, oder noch besser durch ein besonderes, vielleicht 14 täglich erscheinendes Blatt, das an sämtliche Regimenter verschickt würde? Diese Agitation wäre gewiß recht wirkungsvoll, da der gute Same hier auf jungfräulichen oder doch wenig bearbeiteten Boden fiel. Vielleicht lassen sich die Militärbehörden für diesen Plan gewinnen oder doch dahin bringen, daß sie diese Agitation wohlwollend übersehen.

2. Nachdem der Sozialdemokratie in den Städten starke Gegenorganisationen erwachsen sind, wird sie mehr als bisher die ländlichen Kreise zu gewinnen suchen. Es erscheint daher wünschenswert, schon jetzt mit einer starken Gegenagitation auf dem Lande einzusetzen. Ein gutes Mittel dazu dürften kleine Volksskale der sein, wie sie die Sozialdemokraten vorbereiten. Diese sind den Dienstherren mit der Bitte zuzustellen, sie in der Gegend aufzuhängen.

3. Rückwärts im Kampf gegen die sozialdemokratische Lokalpresse sollte allen Ortsgruppen anempfohlen werden. Zunächst würde es darauf ankommen, die Firmen, die in gegnerischen Blättern inserieren, von ihrem der nationalen Sache schädlichen Treiben abzubringen. Es dürfte zu erwarten sein, daß auch Leute mit weitem nationalen Gewissen das Inserieren einstellen, wenn sie sich grundsätzlich beobachtet fühlen. Sodann müßte ein Pressfonds angeammelt werden, der es ermöglicht, allen Abonementen sozialdemokratischer Blätter das betr. bürgerliche Blatt in dem Quartal vor der Reichstagswahl gratis zuzustellen.

4. Die Ortsgruppen sollten die Kaufleute und Kleinhändler in ihrem Kampfe gegen die sozialdemokratischen Konsumvereine unterstützen, indem sie die bürgerlichen Elemente, die in unentschuldigbarer Gedankenlosigkeit Mitglieder sind, abzusprennen suchen.

Die Vorschläge über die Landagitation und die Bekämpfung der sozialdemokratischen Presse und der Konsumvereine mag man noch hingehen lassen. Sie sind ja zwar auch nicht einwandfrei und schmecken zum Teil nach Terrorismus, aber sie bergen doch noch keine Gesetzesverletzung in sich. Mit dem Vorschlag der Agitation im Heere aber setzt sich der Reichsverband über alle Gesetze hinweg. Politische Agitation ist im Heere verboten. Nicht nur, daß der Reichsverband selber trotzdem diese ungelegliche Agitation begehen will — er will auch noch die Militärbehörden zur Beteiligung bei diesen ungeleglichen Handlungen veranlassen oder sie mindestens zur Duldung derselben bewegen! Zweifellos weiß der Liebertmann, der diesen Vorschlag macht, daß er damit zu Gesetzesverletzungen auffordert. Man liest es zwischen den Zeilen. Wie es wohl einem Sozialdemokraten ergehen würde, der das gleiche tun würde?

Die Frage liegt nahe, ob die Hauptleitung diesen Vorschlägen Gehör schenken wird. Man wird sie getrost bejahen können, denn die verstoßene Reichstagswahl hat ja bewiesen, daß der Reichsverband die schmutzigsten Mittel nicht verschmäht. Da wird er auch vor Ungeleglichkeiten nicht zurückschrecken, zumal er ja hohe Gönner hat. Unseren Genossen aber mag das Schriftstück, das ein Beweis für die unablässige Wühlarbeit des Reichslügenverbandes ist, eine Mahnung sein, mit verdoppelter Eifer die Werbearbeit für die Sozialdemokratie zu betreiben.

## Ein modernes Dineta.

Richard Wagner schreibt in der „Neuen Zeit“: Emile Zola entwirft in seinem Roman „Rom“ in lebenswahren Farben das drastische Panorama moderner Ruinen, das heißt eines Mietskasernenviertels, das, kaum entstanden, wieder in Trümmer sinkt und mit seinem zerbröckelten Stück, seinen zersprungenen Spiegelscheiben, seinen zeretzten Tapeten und platzenden Kalkwänden in einem absonderlichen, ja unheimlichen Gegensatz zu dem klassisch ruhigen, monumentalen Grabfeld der antiken Ruinenstadt steht.

An alten Ruinen ist freilich auch bei uns kein Mangel, aber die neuen fehlen. Dem ist jetzt abgeholfen. Es ist die blutjunge Kriegshafenstadt Wilhelmshaven, die, mit ihren oldenburgischen Vororten ein zusammenhängender Komplex mit 70 000 Einwohnern, täglich mehr den traurigen Anblick einer verlassenen Totenstadt bietet.

Am augenfälligsten zeigt sich die Verwüstung bei lebendigem Leibe in dem über 20 000 Einwohner zählenden oldenburgischen Vorort Bant. Die Zahl der leerstehenden Wohnungen dürfte hier den fünften Teil der bewohnten bereits erreicht haben. Ganze Straßenzüge sind verödet. Imposante Doppelhäuser, die sich von weitem wie fürstliche Hofburgen ausnehmen, sind menschenleer. Elegant eingerichtete Cafés liegen düggelweise hinter geschlossenen Gardinen und versperrten Eingängen im Dornröschenschlaf. Geräumige Läden mit auffallenden Aufschriften und lockenden Schildern sind ausgeräumt. Sogar am Marktplatz ist das Eckhaus bester Lage, das wie ein ehrwürdiges Patrizierhaus aussieht und für alle möglichen geschäftlichen Betriebe eingerichtet war, bis unters Dach verlassener. Übermüdete Kinder tummelten sich noch vor einiger Zeit in den leeren Räumen und liegen dann und

wann in der ausgeplünderten Restauration des Erdgeschosses den im Stiche gelassenen Musikautomaten spielen. Sekt wird das tote Haus auch von den Kindern gemieden; denn der große Marktplatz selbst ist stiller als der Friedhof, der wenigstens von Leichenzügen belebt wird. Die Straße, die vom Bahnhof nach dem Kanalhafen und dem Seebadestrande über den Marktplatz führt und unter normalen Verhältnissen eine Hauptverkehrsader sein müßte, ist zu einer stillen Sackgasse geworden; denn im Hafen liegt kein Schiff und der Badestrand ist durch die Erdarbeiten der Marineverwaltung zerstört.

Eine stille Sackgasse im wahren Sinne des Wortes ist aber auch die schön und glänzend angelegte Roonstraße, die in Wilhelmshaven vom Zentrum nach dem Kriegshafen führt. Hier reiht sich zwar Laden an Laden, Restaurant an Restaurant; aber kein Menschenstrom wälzt sich die breiten Trottoirs entlang, kein fröhliches Plaudern schallt aus den Erfrischungshallen. Menschenleer ist die Straße, und gerade dort, wo in dem ältesten Wilhelmshaven einst der Verkehrsbrennpunkt war, vor dem alten Stadttheater, ist die Verkehrslosigkeit am größten. Auch die endlose Kasernenfront, die eine Seite der Roonstraße einnimmt, bringt kein Leben in die Totenstraße; denn die Kasernen stehen den größten Teil des Jahres über leer. Tausende friischer Betten warten der müden Schläfer, und die Hungersnot unter den Flöhen muß einen entsetzlichen Umfang genommen haben. Was sollte auch Leben in die älteste und schönste Straße Wilhelmshavens bringen? Sie führt zwar vom Zentrum nach dem Kriegshafen. Aber im Kriegshafen liegt fast das ganze Jahr hindurch kein einziges Schiff — ausgenommen die wenigen Besuchstage, an denen sich die Flotte an die Eröffnung Wilhelmshavens erinnert. Es ist also auch für niemand ein Bedürfnis, vom Hafen in die innere Stadt und von der inneren Stadt nach dem Hafen zu gehen. Wilhelmshaven-Bant ist ein modernes Dineta! Emporgezaubert aus dem Meere, auf dessen abgedämmtem Boden es steht, versinkt man wieder — wenn auch nicht in die grausame Salzflut des Jaderbusens, so doch in den Pfuhl des allgemeinen finanziellen Zusammenbruchs, die an der oldenburgischen Peripherie der Gesamtstadt, namentlich in der Gemeinde Bant schon rapid um sich greift.

Wer trägt nun die Schuld an dem Zusammenbruch? In erster Linie unzweifelhaft das Oberkommando der Reichsmarine und die Reichsmarineverwaltung.

Wilhelmshaven ist nebst seinen oldenburgischen Vororten ein Kunstprodukt der Wehrhaftmachung Deutschlands zur See. Es ist nichts als Werft- und Kriegshafenstadt. Kein kommerzielles, kein industrielles, kein allgemein wirtschaftliches Bedürfnis forderte die Entstehung einer großen Stadt an der Jademündung. Es landet hier kein Handelsschiff, kein Auswandererschiff sticht von hier in See, kein Industrie-Etablissement ist hier in Tätigkeit, keine natürlichen oder künstlichen Verbindungen mit dem Binnenlande bringen einer Fremdenstrom hierher, ja nicht einmal ein unmittelbares agrarisches Hinterland ist vorhanden, das seine Bedürfnisse in Wilhelmshaven deckt. Nur der Kriegshafen ließ die Stadt entstehen; die im Hafen liegenden Schiffe landeten hier ihr zahlreiches Personal, dessen Bedürfnisse alle möglichen Geschäftsleute herbeilockten; die Beamten, Offiziere und Dekoffiziere des Nordseegeschwaders mußten sich hier ansässig machen, was eine rege Bautätigkeit hervorrief, und schließlich gab das vieltausendköpfige Personal der kaiserlichen Werft der ganzen Entwicklung einen stetigen Rückhalt. So wuchs aus kaum bewohntem, sumpfigen Marschlande innerhalb verhältnismäßig sehr kurzer Zeit eine freundliche Stadt mit rund 70 000 Einwohnern und entschiedenem Großstadtgepräge empor.

## Das goldene Kreuz.

Roman von Karl Benzmer.

16. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

36. „Als Du, Bruder Heinrich, zwei Jahre alt warst — ich hatte bereits das sechste erreicht — übermannte meine gute Mutter die Sehnsucht, mit ihren beiden Söhnen ihre in Petersburg verheiratete Schwester zu besuchen. Trotz des liebevollen Abtrats unseres Vaters bestand sie auf ihrem Vorfat, weil sie der Schwester, die sie seit langen Jahren nicht gesehen, diesen Tribut der Liebe schuldig zu sein glaubte. Da des Vaters Bitten fruchtlos blieben, beschloß er, die Leuere, an der er mit abgöttischer Liebe hing, zu begleiten; es ward ihm zu schwer, sich auf längere Zeit von den Seinen loszusagen. Kurz vor der Abreise aber traten seinem Vorhaben so dringende Geschäfte in den Weg, daß er von der Begleitung der Seinen Abstand nehmen mußte.“

„Der Vater hatte unserer Mutter die Bitte abgerungen, einen seiner Söhne bei sich zu behalten, und so legte er sich schmerzbeengt in ihre Arme. Unter heißen Zähren schied er von denen, die er niemals wiedersehen sollte.“

„Die goldenen Kreuze, beide gezeichnet mit F. G. — unsere Mutter hieß Franziska — legte sie vor ihrer Abreise uns um den Hals, riß sich los von uns und segelte auf Vaters Wollschiff „Grene“ ab.“

„Bergebens harpte er der Nachricht ihrer Ankunft in Petersburg. Alle Zeichen deuteten auf den Untergang des schönen Schiffes hin, der schließlich in den Berichten aus der Ostsee seine erschütternde Bestätigung fand. Man beklagte den Verlust aller an Bord befindlichen Menschen; vergeblich ließ der Vater nach den teuren Leichen suchen. Dein Pflegevater hatte festgehalten, was ihm die See in die Arme geworfen, obgleich er schwer an Deinem Erzeuger gekrankelt durch die Verheimlichung seines lebendigen Fundes.“

„Vergiß es Vater Niemann, Karl, ob er auch gefehlt,“ flehte Hindrick innig. „Du könntest ihn ja noch wegen dem Frevel zur Verantwortung ziehen, denn seine Pflicht war es, das Ereignis beim zuständigen Gericht anzuzeigen, aber be-

denke, die kinderlosen Menschen hatten durch meine Errettung gefunden, was ihnen versagt geblieben war. Und als ihr Herzschlag erst für den von Mutter Lebermann so sehr gehalten Findling zu pulsieren begann, wie hätten sie noch ohne Gram von ihm abkommen können?“

Ein dankbarer Blick aus Anties Auge lohnte dem edlen Fürsprecher der braven Begeisterer.

„Es sei mir fern, an den Schatten der Vergangenheit zu rühren,“ erwiderte Karl mitfühlend. „Bleibe den guten Menschen, was Du ihnen von Anbeginn gewesen: der dankbare treuherzige Pflegevater; redlich haben sie es um Dich verdient!“

Hindrick oder Heinrich, wie wir ihn fortan nennen wollen, drückte liebevoll des Bruders Hand! dieser fuhr fort:

„Herzzerreißend war unseres Vaters Jammer, als ihm die Gewißheit geworden, daß Frau und Sohn ihr Grab in den Wellen gefunden. Dunkle Wolken lagerten sich um das einst so sonnige Glück des Vaterhauses, dessen Besitzer untröstlich war und allseitig bemitleidet wurde. Tag und Nacht verlangte er nach seiner Franziska und seinem blondlockigen Heinrich; an seinem Herzen nagte ein schwerer Kummer. Obwohl fortan seine ganze Liebe in mir gipfelte, konnte er doch von der quälenden Erinnerung an die Verlorenen nicht mehr abkommen. Mit ganzer Kraft mahlte ich mich, ihm das Leben zu verschönern. Er nahm die Beweise meiner Umgebung dankbar hin, aber rasch siechte der gebrochene Vater dem Grabe entgegen. Ich hatte kaum das zwanzigste Lebensjahr erreicht, als ich an seinem Sterbelager stand und die müden Augen ihm zudrückte, nachdem der Tod ihm die Hand auf das Haupt gelegt. — Seine letzten Worte waren Franziska und Heinrich.“

Von Wehmut übermannt, schwieg Karl; teilnehmend hingen die Augen der andern an seinen betrübten Zügen. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Auf meinen jungen Schultern lag die schwere Bürde der Sohnespflicht, den Namen der Giersdorf in dem Glanze fortzuerhalten, dessen sich die alte Firma, die nie gewankt, 100 Jahre hindurch rühmen konnte. Auf seinem Sterbebette habe ich es meinem edlen Vater gelobt und redlich habe ich es gehalten, Bruder. Rüstig legte ich die Hand an das Werk, dem so vortrefflich von unserem Vater vorgearbeitet worden. Testamentarisch hatte er verfügt, daß sein Geschäft fünfundsiebenzig Jahre lang unter der Firma Gebrüder

Giersdorf fortbestehen solle und ganz in der Weise verfahren werde, als ob die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei — und sie ist ja auch zum Teil zu einer erfreulichen Tatsache gereift — daß ein Mutter und Vater mit ihren vollen Rechten an die Firma wieder herantreten könnten. War es eine Ahnung, die ihn besetzte? Niemand ist die Hoffnung auf eine solche Möglichkeit von ihm gewichen. Im Übermaß seines Schmerzes klammerte er sich an ein Utopien, indem er aus Beispielen in der Geschichte nachwies, daß sich ähnliche Fälle schon ereignet hätten. Redlich bin ich der testamentarischen Verfügung nachgekommen und alle Folien meines Hauptbuchs verzeichnen einen Bruder als Mitinhaber unseres Geschäftes. Das vom Vater unserer seligen Mutter ausgesetzte Vermögen wird besonders verwaltet und ist durch Zinsezins bereits zu einem bedeutenden Kapital angewachsen. Wahrgeschäft pietätvoll und hochherzig hat unser Vater verfügt. Eine zweite Katastrophe des Unglücks sollte über die Giersdorfs hereinbrechen. Ich war mit Weib und Kind auf der Reise nach Stockholm, und o Wunder! — das Verhängnis sollte zusammenführen, was vielleicht ewig getrennt geblieben wäre, wenn nicht Du, mein eigener Bruder, mit Deinem Liebchen so heroisch in unser Schicksal eingegriffen hättest. Ihr entrißst uns dem Wogenprall, unbewußt, wie nahe wir Eurem Herzen standen. Die beiden Kreuze haben uns zusammengeführt, sie mögen uns für das Leben ein Talisman bleiben!“

Karl zog, als er gesprochen, den Bruder noch einmal an sein Herz, dann ging er mit ihm in das Geschäft, um über die materielle Seite dieses Wiederfindens das Nötige zu veranlassen.

Mit einem Schlage stand Heinrich Giersdorf auf der Sonnenseite seines Lebens. Warum sollte er von sich weisen, was er zu fordern berechtigt war: das schöne Glück eines behaglichen Wohllebens ohne Sorgen? Von seinem Gough trennte ihn ja keine Schranke mehr. So rasch wie möglich seine Pflegeeltern von allen Lebenssorgen zu entheben, das war das Verlangen seines von Dankbarkeit erfüllten Herzens.

Durch Karl dem Kontorpersonal als Sozias der Firma „Gebrüder Giersdorf“ vorgestellt, erwiesen die Bediensteten



# Soziales und Parteileben.

Gerade vor den Reichstagswahlen wurde es den sozialdemokratischen Rednern von bürgerlicher Seite vorgehalten, daß doch Wilhelmshaven nebst allen Vororten nur ein Produkt der Marine sei und daß deshalb eine Beschränkung der Seerüstung das Wohl der Stadt aufs schwerste gefährden müßte. Gewiß! Die Marine ganz allein ist es gewesen, die Wilhelmshaven erstehen ließ, es ist vollständig und in jeder Beziehung abhängig von der Marine. Aber diese Abhängigkeit zeigt sich jetzt auch dem unverbesserlichsten Flottenschwärmer von einer so unangenehmen Seite, daß schon mancher auf den Gedanken gekommen ist, es wäre eigentlich für die in Wilhelmshaven zusammengefrönte Bevölkerung wirtschaftlich vorteilhafter gewesen, Wilhelmshaven würde niemals emporgewachsen sein, und sie hätten sich anderswo eine Existenz gegründet.

Die Marinewerwaltung oder vielmehr das Oberkommando der Flotte hat nämlich das gewagte Experiment gemacht, einer Stadt, deren wirtschaftliches Fundament die im Kriegshafen liegende Flotte bildet und deren ganzes Geschäftsleben sich auf die Versorgung dieser Flotte zugreift, dieses Fundament auf unabhingbare Zeit zu entziehen. Es liegt auf der Hand, daß eine Stadt ohne Industrie, ohne Fremdenverkehr und ohne Hinterland finanziell zusammenbrechen und schließlich auch äußerlich in Ruinen verfallen muß, wenn ihr die Bedingungen entzogen werden, die ihre Gründung und ihr Wachstum veranlaßten. Das Reichsmarineamt nimmt darauf keine Rücksicht und wird bei seinem Vorgehen nicht einmal von strategischen Gründen geleitet.

Bei der Begründung jeder Flottenvorlage wird von der Regierung die Notwendigkeit hervorgehoben, gegen plötzliche Angriffe der Westmächte zur See gerüstet zu sein. Daraus wäre nun logisch zu folgern, daß doch mindestens ein Teil der Flotte, zum allerwenigsten das Nordseegegeschwader selbst, in dem Kriegshafen der Nordsee stationiert würde. Das ist aber nicht der Fall, noch keine acht Tage im Jahre liegt das Nordseegegeschwader in dem ihm bestimmten Kriegshafen der Nordsee, die gesamte Heimatsflotte steckt vielmehr das ganze Jahr hindurch in der Ostsee, und auch das ganze Offizierkorps des Nordseegegeschwaders wohnt in Kiel. Deutschland ist also in der Tat zur See nicht gegen die Westmächte, sondern nur gegen die Ostmächte an der Ostsee, gegen Dänemark, Schweden und Rußland kampfbereit, also gegen Mächte, die zur See garnicht in Betracht kommen. Die Nordseeküste ist einzig und allein ihrem natürlichen Schutze überlassen, der allerdings auch ganz vorzüglich ist. Man könnte daraus schließen, daß zu Verteidigungszwecken Deutschland nur eine sehr bescheidene Flotte nötig habe.

Das wird natürlich das Reichsmarineamt nicht öffentlich zugeben; tatsächlich aber verläßt es sich das ganze Jahr hindurch auf den natürlichen Schutz der Nordseeküste und stopft die ganze Heimatsflotte in den Kriegshafen der Ostsee — im schroffen Widerspruch zu den Anschauungen, die bei jeder Flottenvermehrung von dem Reichsmarineamt der Volksvertretung gegenüber geltend gemacht werden.

Nun wird freilich in Wilhelmshaven an neuen Hafenanbauten emsig gearbeitet. Es ist also immerhin anzunehmen, daß ein Teil der Flotte nach Fertigstellung der neuen Hafenanlagen in Wilhelmshaven stationiert werden wird, obwohl sich auch hierauf nach den bisherigen Erfahrungen niemand verlassen kann. Diese neuen Hafenanbauten berühren aber nicht die bestehenden Hafenanlagen, die wie die kurzen Besuche der Flotte zeigen, für die Stationierung des Nordseegegeschwaders ausreichen. Aber selbst wenn nur ein Teil des Geschwaders Platz hätte, so ist es doch unvereinbar mit der Begründung der Flottenvorlagen, diesen Teil das ganze Jahr hindurch von Wilhelmshaven fernzuhalten und die Nordseeküste „ungefährdet“ zu lassen, ganz abgesehen davon, daß es von einer geradezu kraßen ökonomischen Einseitigkeit zeugt, eine ganz und gar auf die Flotte angewiesene volkreiche Stadt jahrelang von dieser Flotte, ihrem Nahrungsquell, zu entblößen und zugrunde gehen zu lassen. Im Jahre 1877 war es eine Kriegshafenstadt ohne Stadt, heute ist es eine Stadt ohne Kriegshafen im Kriegshafen.

**Auf dem Wege zur Einheitsorganisation.** Am 14. Juli fand im Berliner Gewerkschaftshause eine gemeinsame Sitzung der Zentralvorstände und Ausschüsse der Verbände der Sattler und Portefeuller statt. Nach eingehender Beratung wurde folgender Antrag einstimmig angenommen: Die am 14. Juli 1907 in Berlin tagende Sitzung der Zentralvorstände und Ausschüsse der Verbände der Sattler und Portefeuller beauftragt die leitenden Körperschaften beider Verbände, mit aller Entschiedenheit die Durchführung der Verschmelzung anzustreben. Die Agitation für die Verschmelzung ist in der Presse im weitgehendsten Maße zu führen. Die Agitatoren und die Ortsverwaltungen sollen erlucht werden, im selben Sinne zu wirken. Im Jahre 1909 findet in Köln eine gemeinsame Generalversammlung beider Verbände statt, in der die Verschmelzung als erster Punkt auf die Tagesordnung gesetzt wird. Bei allen bis dahin auftauchenden Lohnbewegungen handeln die beiden Verbände nach der Resolution, die auf dem letzten Verbandstage der Portefeuller angenommen wurde. Bei Tarifabschlüssen werden beide Verbände bestrebt sein, die Heimarbeit einzuschränken und so viel wie möglich abzuschaffen.

Die Existenz schwarzer Listen wurde bisher im Ruhrgebiet von den Kohlenmagnaten abgelehnt. Nun ist aber die „Buerische Zeitung“ in der Lage, eine solche zu veröffentlichen:

„Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund.“ Essen, 8. April 1907.

An die Vereinszweigen! Wir teilen Ihnen hierdurch ergebenst mit, daß auf dem Schachte IV/V der Gewerkschaft „per. Constantin der Große“ folgende Leute unter Kontraktbruch die Arbeit niedergelegt und infolgedessen auch ihre Abkehr erhalten haben:

1. Brendel, August, Knappsch.-Kl. I, Nr. 310198, geb. am 24. Juli 1886.
2. Linka, August, Knappsch.-Kl. I, Nr. 217044, geb. am 9. November 1875.
3. Milde, Paul, Knappsch.-Kl. II, Nr. . . . ., geb. am 18. März 1883.
4. Parszjnsky, Christ, Knappsch.-Kl. I, Nr. 191756, geb. am 10. Juni 1875.
5. Polus, Jol., Knappsch.-Kl. II, Nr. . . . ., geb. am 27. Januar 1886.
6. Rudet, Gustav, Knappsch.-Kl. I, Nr. 217051, geb. am 18. März 1876.
7. Wahl, Reinhold, Knappsch.-Kl. I, Nr. 189696, geb. am 26. Juli 1876.

Wir bitten die Vereinszweigen, die genannten Leute nicht anzulegen, oder, falls sie bereits angenommen sein sollten, wieder zu entlassen.

Glück auf!  
Die Geschäftsführung des Vereins für die bergbaulichen Interessen.  
v. Loewenstein.

Damit ist der Beweis geliefert, daß die Grubenproben ebenso skandalös mit den Arbeitern verfahren, wie die Ausbeuter anderer Industriezweige. Für uns bedurfte es dieses Beweises allerdings nicht. Das Verfahren, Leute mit ihren Familien wegen Kontraktbruch zum Hungern zu verurteilen, ist im so schurkischer, als die Fische sich in obigem Falle bereits an dem Lohne der Verrenteten schadlos gehalten hatte.

„Wir arbeiten ja nur für Sie!“ An den Ausspruch jenes Staatsmannes den großkapitalistischen Syndikatsvertretern gegenüber erinnert eine Verfügung des Reichskanzlers aus dem vorigen Jahre, die jetzt durch den Jahresbericht des Gewerbeaufsichtsbeamten im Herzogtum Sachsen-Altenburg bekannt wird. Der Bericht des Berg- und Gewerbeberaters Böhnisch-Altenburg sagt darüber folgendes in der Rubrik: Jugendliche Arbeiter:

„Eine Ausnahme in der Beschäftigungsweise der jugendlichen Arbeiter wurde einer Kammgarnspinnerei, die infolge eines größeren Defekts an ihrer Betriebsmaschine mehrere Wochen stillgelegen hatte, und ebenso einer mechanischen Woll- und Seidenweberei, welche ihre Betriebskraft von der Spinnerei erhält, zugestanden, um den Ausfall der Produktion einigermaßen zu decken. Es wurde den Fabriken auf Grund des § 139 Absatz 1 der Gewerbeordnung gestattet, und zwar zunächst für 14 Tage durch den Stadtrat, dann weitere 14 Tage durch das Ministerium, Abteilung des Innern, und schließlich noch für neun Wochen durch den Reichskanzler 13 bezw. 6 jugendliche Arbeiter und 133 bezw. 76 Arbeiterinnen im Alter von über 16 Jahren an den Wochen-

tagen außer den Sonnabenden und Vorabenden vor Sonn- und Festtagen von früh 6 Uhr ab 1 1/2 Stunden unter Einhaltung einer Pause von mindestens je 1/4 Stunde vor- und nachmittags sowie von 1 Stunde mittags zu beschäftigen.“

Man muß schon einiges Verständnis für den Amtsstil deutscher Gewerbeaufsichtsbeamten haben, um sich über das, was der Bericht sagen will, klar zu werden. Also die beiden in Frage kommenden Fabriken hatten sich zur Rettung des Profits an den Stadtrat um Gewährung von Überstunden für Frauen und jugendliche Arbeiter gewandt. Für 14 Tage wurde ihnen dies zugestanden, aber länger nicht. Darauf eine erneute Eingabe an das Ministerium, Abteilung des Innern; Resultat: weitere 14 Tage Erlaubnis, die gesetzlichen Bestimmungen übertreten zu dürfen. Wie der Appell beim Essen, so kommt der Profithunger aber beim Entgegenkommen der Behörden. Die Herren wandten sich fröhlich und fröhlich an den Reichskanzler — und siehe da, sie bekamen gleich neun Wochen zugestanden, so daß also ein volles Jahreslohn für die beiden in Frage kommenden Fabriken die Arbeiter „schuß“ gesetzgebung außer Kraft gesetzt war! Es sind nach dem am 1. Juli des Gewerbeinspektors an diesen 91 Tagen in den Fabriken von 218 Arbeiterinnen 8508 überstunden geleistet worden! Im ganzen Herzogtum ist eine Erlaubnis zur Beschäftigung erwachsener Arbeiterinnen über 11 Stunden täglich in 41 Fällen für 648 Arbeiterinnen an 108 Tagen mit 3544 1/2 Überstunden erteilt worden. Die 214 Arbeiterinnen der beiden Fabriken haben also in einem Vierteljahre doppelt so viel Überstunden leisten müssen als die gesamte weibliche Arbeiterschaft des Herzogtums Altenburg 1906. Der Gesamtumfang der Frauenüberarbeit hat dadurch betragen 10047 1/2 Stunden und so den des Jahres 1905 um 3791 1/2 Stunden oder um 60,6 Prozent übertroffen. Und das alles war möglich durch die „Güte“ des großen Staatsmannes Bülow.

Die Schwarzwälder Uhrenarbeiter-Aussperrung soll nach bürgerlichen Blättern durch Vermittlung des Gewerbeinspektors Hochstetter beigelegt sein. Am Montag, 15. d. M., soll in allen Betrieben die Arbeit in vollem Umfang zu den bisherigen Bedingungen wieder aufgenommen worden sein.

Wieder ein sozialdemokratischer Bezirksrichter in der Schweiz. In Schaffhausen ist Genosse Hermann Schlatter, Redakteur des sozialdemokratischen „Echo vom Rheinfalle“, ohne Gegenkandidaten mit 1859 Stimmen in das Bezirksgericht gewählt worden. Das Amt wird mit 1200 Fr. jährlich honoriert. Schlatter wird nach wie vor Redakteur des sozialdemokratischen Tagesblattes bleiben.

Der „Fall“ Schellenberg. Die von uns bereits ausführlich erörterte Angelegenheit des praktischen Arztes Dr. Schellenberg in Wiesbaden dürfte noch weitere Kreise ziehen, da die „Nordd. Allgem. Ztg.“ sich der Postbehörde gegen Herrn Dr. Schellenberg annimmt. Bekanntlich war Herr Dr. Schellenberg, dem Vertrauensarzt der Wiesbadener Postverwaltung, zum 1. Oktober gekündigt worden, weil er bei der letzten Reichstagswahl sozialdemokratisch gestimmt hatte. Die „Nordd. Allgem. Ztg.“ veröffentlicht jetzt die Zuschrift eines „konservativen Arztes“, in der folgende, fast ungläubliche Sätze vorkommen:

„Nun meine ich, hat die Regierung in ihren Ressorts das unbedingte, durch nichts zu schmälernde Hausrecht, und nebenbei hat sie die unerlässliche Pflicht, ihre Ressorts zu haben und zu halten von sozialdemokratischen Einflüssen, mögen diese nun durch einen so gesinneten Arzt drohen oder durch eine andere von der Behörde als Arbeitgeberin abhängige Persönlichkeit. Die sozialdemokratischen Kassen würden sich schätzensbedenkend, wollten die rechtsstehenden Ärzte mit dem Verlangen kommen, wir wollen in eure Kassen hinein, oder wir gehen gegen euch, wo und wie wir nur können, aber euer Geld nehmen wir, euer Brot zu essen, hat mit der Politik nichts zu schaffen. Sein behördliches Märtyrertum wird Herr Dr. Sch. ja jedenfalls die Arme der Partei mit ihren Kassen und guten oder schlechten Einnahmen öffnen, und er selbst müßte froh sein, die politische Maske, die er der Behörde gegenüber tragen müßte, fallen zu lassen. Das gleiche Vorgehen müssen wir regierungstreuen Ärzte uns ja auch von den sozialdemokratischen Kassenvorständen gefallen lassen.“

Die „Nordd. Allgem. Ztg.“ bemerkt dazu allerdings, der Fall sei noch nicht völlig aufgeklärt, fügt aber selbst hinzu:

„Ein Arzt kann, wenn er ein Parteisanatiker ist, seine Patienten, deren Familie, besonders kleinere Leute in kleineren Verhältnissen, erheblich, auch politisch beeinflussen. Das liegt im Wesen des Vertrauensmannes, der ein guter Arzt für den Patienten ist, begründet. Vorgekommen ist dies häufig genug. Wir halten dies allerdings für einen Mißbrauch des Vertrauens. Auch die Sozialdemokraten scheinen von dieser Verein-

des großen Geschäftes dem heimlichen Mische ihre Hochachtung.

Im Kontrat gab es viel Arbeit, denn sehr verzweigt waren die Verbindungen der Firma in aller Herren Länder. Da Heinrich nur schweren Herzens den ihm liebgewordenen Seeidioten quittierte, übernahm er das Ressort, das die umfangreiche Reederei und die maritimen Beziehungen in sich schloß, um dadurch, daß er im Interesse des Hauses oft Ausflüge über See machen mußte, mit dem Meer in Kontakt zu bleiben.

Antje wurde weh um das Herz, wenn sie an die Trennung von ihrer See dachte; kaum fassen konnte sie aber auch die Fülle des Glücks, das über sie ausgegossen war.

Ein solches Bild malte sie sich von der Zukunft und drinnen figurirte als Hauptperson der liebe Vater, sein Kind nach langer Trennung an sein Herz schließend; dann die Mutter, ob sie ihr auch bitterweh getan, sie umarmend, bemächtigt von dem ungeahnten Glückswandel, der über ihre Antje gekommen, endlich Hans und Grete Niemann, denen Heinrich, der treue Sohn, verlobt. Diese prächtigen Allen aus der Bäderzeit Nr. 10, erst nach vor Schred, ihrem lieben Jungen entgegen zu müssen, bald aber befelegt von Glück und Freude, weil er ihnen bleibt, was er gewesen, der Sohn, der ihnen ein behäbiges Wohlleben schaffen wird; im Hintergrund die blaue See und der laubige Wald. Fürwahr, ein solches Bild war es, das sich vor ihrem geistigen Auge erschloß: alles Blut strömte ihr zum Herzen hin beim Eintreten dieser Szene, deren Vorbereitung trotz des Wandels der Verhältnisse gegen aller Vermuren noch auf schwere Hemmnissen hingen sollte.

Im Auge vertrat die Zeit. An Frau Marie Lebermann hatte Carl Gierdorf von Lübeck aus geschrieben, er werde ihr die Tochter in Begleitung seiner Frau und seines Bruders Heinrich — dies Wort die unterrichtlichen — binnen vierzehn Tagen persönlich wohlhalten im Wasserhause zu Gunguis abliefern. Viel gab es vor der Abreise zu ordnen im Geschäft und im Gesellschaftsleben, denn Heinrich Gierdorf mußte als Mische der Firma Besuche machen; so wollte es das Dekretum. Die Helben vom Strande wurden förmlich Abschiedsbesuchen mit Aufmerksamkeiten. Jetzt ging, wie schon vorher angekündet worden, den Heisablen der reichen Handelsstadt

ein helles Licht auf, weshalb der Bankier Fred Götting jüngst so reich die Stadt verlassen. Nimmer würde die allerliebste Strandsee den reichen, begehrenswerten Mann von sich gewiesen haben, hätte ihr Herz nicht schon im Bann der Liebe gelegen.

Den besten Dampfer seiner Firma ließ Heinrich Gierdorf seelbar machen zur Fahrt nach Gunguis. Wie erbebte Anna, als man zu ihr von der Seereise sprach; wie jubelte Antje hoch auf! Der Rettungskutter war das größte Fahrzeug gewesen, das leither ihre Kühe betreten und zwar im brüllenden Sturm. Jetzt sollte sie auf dem stolzen Steamer „Gertha“ nach Gunguis heimkehren! Beglückten Herzens sah sie dem Augenblick der Abfahrt entgegen! Von Verwandten und Freunden begleitet bestiegen die Kosmopoliten bei köstlicher Windstille und azurnem Himmel die elegante „Gertha“, die sie mit dem üblichen Salut an Bord empfing. Alle wünschten ihnen Meeresstille und glückliche Fahrt.

Pfeilgeschwindigkeit und einen glitzernden Silberstreifen hinter sich ziehend durchfurchte die „Gertha“ mit scharfem Bug die stille Meeresfläche. Es war eine reizende Fahrt, die einem erhabenen Zwecke galt. — Heinrich verkehrte unangeseht mit einem feingebildeten Kapitän, denn er war kernbeigierig und wäre er auf Dampfbootfahrt eingeführt gewesen, er würde sich die Führung der „Gertha“ nicht haben nehmen lassen!

Aber den unermeßlichen Wasserpiegel spannte sich ein Himmel, so azurn und durchsichtig, daß die blaue See und der herrliche Dom da oben wie aus einem einzigen Stoffe gewebt erschienen. Goldschimmernd warf die Morgenröthe ihre Strahlengarben über die See hin und entlockte der sich leicht kräuselnden Flut hundertküllende Reflexe, die ihr neckisch Spiel mit den ungezählten Lichtfäden trieben, welche auf den großen Wasserpiegel hinab-leuchteten.

An Bord der „Gertha“ herrschte ungebundene Heiterkeit, in Fluß gehalten durch den perlenden Sekt und den neuen Humor der kleinen Strandsee; den Kapitän und den Steuerwurm hatte man mit an die Frühstücksstafel und in den Kreis der lustigen Unterhaltung gezogen. Alle jubelten; nur der kleine Wilsch war, eingebend des schaurigen Bades

vor Jahresfrist, sehr ängstlich und wich nicht von der Seite seiner lieben Tante Antje, der Ketterin. Wer konnte es dem Kinde verdenken? Und wie herzlich hatte Antje den reizenden Knaben gewonnen!

„Sehr gespannt bin ich auf den Empfang am Helmatstrande, Kinder. Ach, es ist heut' ein Tag der Herzensfreude!“ sprach Antje jubelnd zu den Angehörigen. „Diese brennenden Blicke, die uns entgegenflammen werden, wenn wir anlaufen! Und Lebermanns Mädchen, einst in kurzem Rock aus derbem Stoff, jetzt in flirrenden Seide mit einer Schleppe hinter sich, die fast von der Düne bis an die Süderstube reicht, o Jemine! Was wird Mutter für Augen machen, und wie wird Vater sich freuen und Deine lieben Alten, Hin, diese seelensguten Menschen! Und wie werden sich die Gungiger wundern, wenn sie Dich sehen!“

„Ob es Deiner Frau Mutter recht sein wird, ist noch eine offene Frage“, warf Heinrich sehr gleichgültig hin, „aber was würd's schaden? Du wirst doch mein Eigen“, fügte er stolz hinzu.

Ohne Muttersegen nicht, Einziger, hauchte ihm Antje ins Ohr. Er lächelte dazu.

„Sie wird Dir beschämt Abbitte tun“, wandte Karl ein, „es sei denn, sie schätze einen nichtsnutzigen Bauern immer noch weit höher als den Exporteur einer Handelsstadt.“

Durch ein Dubsenstück hat sich der Bauer unmöglich gemacht, Karl; aber den Findling haßt die Frau Schwiegermutter wie die Springflut. Meiner zufälligen Standeserhöhung will ich aber meine Braut nicht verdanken, das geht mir wider den Strich“, fiel Heinrich dem Bruder fast unwirsch ins Wort.

„Laß sie doch, Hin, wenn wir uns nur kriegen“, unterbrach ihn Antje leise; „gib dieser Mutter schwäche, deren Grundlage die Mutterliebe ist, nach, Schatz! Ich prophezeie Dir, daß mein Mütterchen reumütig vor Dir das Auge niederschlagen wird. Sollte der Bauer wohl auch am Strand sein? Wenn doch, wie wird er mit seinen Kalbsaugen glocken; der schreckliche Mensch, der sich vermaßen konnte, Dir Dein Mädchen streitig zu machen. Denk Dir, unsere ganze Unternehmung im Walde, als Du von Bombay heimkehrtest, hat er damals belauscht, sagte mir mein Vater. Na, viel Gutes hat er nicht gehört.“

(Fortsetzung folgt.)



Auffassungsbildlichkeit überzeugt zu sein; die Krankenkassen stellen mit Vorliebe sozialdemokratische Ärzte ein. Keine Behörde aber kann es sich gefallen lassen, wenn von Leuten, die in ihrem Dienste oder in einer Vertrauensstellung zu ihr stehen, dies Vertrauen zu regierungsgewöhnlichen Bestrebungen mißbraucht wird. Schon der Möglichkeit dazu wird sie vorzubeugen suchen.

Dieser angebliche Vertrauensmißbrauch wird natürlich dem Dr. Schellenberg untergeschoben, um die gegen ihn verfügte skandalöse Kündigung zu rechtfertigen. Tatsächlich liegt gar nichts weiter vor, als daß Herr Dr. Schellenberg in der Stichwahl für einen Sozialdemokraten gestimmt hat, offenbar, weil er seine Stimme keinem reaktionären Kandidaten geben wollte. Seine Verabredung ist eine politische Maßregelung, nichts weiter. Die deutschen Ärzte müssen Schwächlinge sein, wenn sie sich eine solche politische Kontrolle gefallen lassen, die kein Maurer dulden würde.

**Deutscher Arbeiterverein Basel, 1832 bis 1907.**  
Der Verein feiert demnächst sein 75-jähriges Jubiläum. Aus diesem Anlaß hat sein Mitglied, Genosse Herb, eine 56 Seiten umfassende Festschrift veröffentlicht, die als ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung bezeichnet werden darf. Besonders bemerkenswert sind die atemmäßigen Mitteilungen über die Verfolgungen, denen die Vereine der ausländischen Arbeiter und die Arbeiter als Einzelpersonen in der Schweiz seitens der Behörden ausgesetzt waren. Es sind danach die heute immer wiederkehrenden Verfolgungen und Ausweisungen gar nichts Neues, sondern nur die Fortführung jener engherzigen, liebdenkerischen Politik der Schweiz gegenüber dem Ausland, die im vorigen Jahre mit den Massenarresten streikender Arbeiter und mit der Ausweisung unseres Genossen Gauth aus dem Kanton Zürich ihren Höhepunkt erreichte. Eine der schmachlichsten Handlungen der schweizerischen Reaktion war die Ausschließung von 16 deutschen Arbeitervereinen und die Ausweisung ihrer ca. 600 Mitglieder aus der Schweiz im Jahre 1850, von welcher Maßregel auch der Basler Verein betroffen wurde. Ferner die Ausschließung der gedruckten Liste der Ausgewiesenen, die meistens Süddeutsche, namentlich Baden, waren, an die badische Regierung, die dann ihrerseits selbstverständlich den anderen deutschen Regierungen ihre ausgewiesenen „Untertanen“ denunzierte. Die preussische Regierung verbot damals den Handwerksburschen das Wandern in der Schweiz, und der verächtliche Bundesrat in Frankfurt a. M. verfügte dies gleich für alle deutschen Handwerksburschen! Die Festschrift behandelt auch die Zeit des Sozialkämpfers zientlich eingehend, während welcher Basel ja eine der Zentralstellen für den „Export“ des Züricher „Sozialdemokrat“ war. Der Basler Arbeiterverein hat eine wechselvolle Geschichte hinter sich. Seit Jahrzehnten aber steht er auf sozialdemokratischem Boden und ist er bestrebt, unsere Sache zu fördern. (Die Festschrift kann übrigens vom deutschen Arbeiterverein in Basel zum Preise von 50 Cts. bezogen werden.)

### Aus dem Gerichtssaal.

**Das Abenteuer in der Silvesternacht.** Daß Gespensterglauben und Gespensterfurcht auch in unserem Jahrhundert noch kein überwundener Standpunkt sind, hat wieder einmal eine Verhandlung vor der Meininger Strafkammer gezeigt. Mehrere Jahre hintereinander hatte der Turmwächter König in Aussagen die Beobachtung gemacht, daß in der Silvesternacht um 12 Uhr ein Licht über den Wasunger Friedhof wandelte. Am letzten Tage des vorigen Jahres teilte er seine Wahrnehmung dem Maruffelgehilfen Bach mit und wettete mit diesem um 20 Liter Bier, daß er ihm in der Silvesternacht Gespenster zeigen könne. Als vorsichtiger Mann nahm Bach, als er bei Einbruch der Nacht mit König zum Friedhof zog, Revolver und Säbel und außerdem zwei Schwestern und einen befreundeten Kellner mit. Die beiden Schwestern entließen, als um 12 Uhr wirklich ein Licht auftauchte. Bach jedoch feuerte auf das vielleicht 100 Meter entfernte „Gespenst“ unter dem Rufe: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn!“ einen Revolverschuß ab. Dann stürzte er auf das „Gespenst“ und versetzte ihm, als er auf seinen Ruf: „Bist du ein Geist oder ein Mensch!“ keine Antwort erhielt, mehrere Säbelschläge. Das „Gespenst“ lösterte darauf sein Infognito und entpuppte sich als ein gewisser Bernhard Günstel aus Wasungen, der sich seit Jahren in der Neujahrsnacht vom Friedhof einen Kreuzdornzweig zu holen pflegte, da dieser nach einem alten Aberglauben, stichweinigend gebrochen und nach Hause getragen, ein sicheres Mittel gegen Krankheit bei Menschen und Vieh sein sollte. Die Folge war, daß Bach von dem „Gespenst“ wegen Körperverletzung verurteilt und vom Wasunger Schöffengericht zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Diese Strafe hat jetzt die Meininger Strafkammer als Berufungsinstanz bestätigt, obwohl der Angeklagte die Erklärung abgab, er habe die feste Überzeugung gehabt, nicht auf einen Menschen, sondern auf ein Gespenst losgeschlagen zu haben.

**Ein ganz gefährlicher Vorgesetzter** ist der Sergeant Ernst Hochstein von der 10. Kompanie des Fußartillerie-Regiments Nr. 13. Gelegentlich einer Übung bei der Festung Breisach hatte er Ziele zu stellen. Dies schien ihm jedenfalls zu langweilig; er verließ seinen Posten, ging in eine Wirtshaus und betrank sich derart, daß er dienstunfähig wurde. Als er zu seinem Kommando zurückkam, wurden infolge eines Mißverständnisses acht Kanonenschläge gelöst. Hochstein wurde deshalb von einem Offizier zur Rede gestellt und dann fortgeschickt. Zornig und ärgerlich hierüber kühlte er nun seinen „Mut“ an einem Kanonier. Er befahl diesem, daß er die Hände vorzeige, schlug auf diese, dann dem Kanonier ins Gesicht und versetzte ihm einen solchen Faustschlag auf den Kopf, daß der Helm herunterfiel. Doch nicht genug damit. Er zog sein Seitengewehr und stach und hieb blindlings auf der Kanonier ein, wodurch dessen Rock am Armel und an der Brustseite durch bohrt wurde. Nur einem glücklichen Umstande ist es zu verdanken, daß der Mann nicht verletzt wurde. Als dem Mißhandelten ein Kamerad zu Hilfe kam, der dem Sergeant das Seitengewehr abnahm, griff dieser nach dem Seitengewehr seines Opfers, doch gelang es ihm nicht, dieses herauszuziehen. Er verließ dann mit dem mißhandelten Kanonier den Platz, wobei er ihm immer noch schickte. Für alle diese Schandthaten, die der „Stellvertreter Gottes“ in sinnloser Trunkenheit begangen haben will, diktierte ihm das Kriegsgericht der 31. Division fünf Monate Gefängnis zu. Es ist geradezu unbegreiflich, daß man diesen Soldatenschänder, der selbst nach dem Zeugnis seines Kompaniechefs ein sehr unzuverlässiger Unteroffizier ist, im Vorgesetztenverhältnis gelassen hat und daß man nicht auf Degradation erkannte!

### Bei den Elefantenjägern in Indien.

Schon von alters her wußten die Inder den Riesen des Dschungels, den Elefanten zu jähnen; als ein Sinnbild der Macht und des Reichtums fehlte er bei keinem feierlichen Anlaß, in reicher Aufzäumung nahm er teil an allen prunk-

vollen Aufzügen. Schon im frühesten Alter wußte man das gewaltige Tier als wirksame Kriegswaffe auszunutzen, und das Heer Alexanders des Großen mußte bei seinem Eroberungszug nach Indien die verderbliche Macht der Elefanten erfahren. Aber erst mit dem Vordringen westlicher Kultur, erst mit dem Einbringen der Briten in Indien erkannte man auch den Wert des Elefanten als Arbeitsmittel; systematisch ging man daran, die Riesenkraft der Tiere praktisch Arbeit nutzbar und aus dem Luxustier ein Arbeitsmittel zu machen. Die indische Regierung griff diese Aufgabe mit allem Nachdruck auf, Beamte wurden angestellt, den Fang und die Ausnutzung der Tiere zu regeln, und die Jagd auf Elefanten ward zu einer Wissenschaft, der Hunderte von unerfahrenen, kühnen und erfindungsreichen Männern ihr Leben widmeten. Petersen Sahib war einer der ersten, der den Elefantenfang, im Auftrag der Regierung in ein System brachte; mit den alten Jagdmethoden, die stets in dem Fang einzelner Tiere gipfelten, ward gebrochen, und heute weiß man gleich ganze Herden auf einen Schlag der Wildnis zu entreißen und sie nützlicher Arbeit zuzuführen.

Stephan French Whitman hat kürzlich an einem der großen Jagdzüge Petersen Sahibs teilgenommen und gibt nun im „Windor Magazine“ die fesselnde Schilderung einer Jagd am Congreessfluß, nördlich der Bhanganooaberge, mitten im Ghittagong-Dschungel. Mit gegen 300 Treibern, 50 Elefantenjägern und einem Trupp zahmer Elefanten war man aufgebrochen. Am Abend des fünften Tages brachten Kundschafter die Nachricht, daß vorn, kaum drei Meilen von der rastenden Schar, eine prächtige Herde von 51 Tieren gesehen worden war. Mit Sonnenaufgang bricht die Truppe auf. Ein riesiger Kreis von Treibern wird die ahnungslose Herde gezogen; von 50 zu 50 Metern steht ein Mann mit Gong und Gewehr ausgerüstet, um die Herde mit Lärm und Schreien an einem Durchbruch zu hindern. Denn die Elefanten sind wohl die mißtrauischesten und ängstlichsten Tiere; die fremden, seltsamen Geräusche, die plötzlich an ihre Einsamkeit dringen, schüchtern sie ein und selten ereignet es sich, daß die Tiere aus ihre Kraft sich verlassen und die dünne Linie der Treiber durchbrechen.

Sofort schreiten die Arbeiter zum Bau des Reddah, des weiten, pallisadenumrahmten Raumes, in den die Tiere getrieben werden sollen. Art und Säge treten in Wirksamkeit, und tagelang hallt der Forst wieder von dem wichtigen Schlägen und Hochen, unter dem die braunen Männer die Riesensäule zimmern, die den ahnungslosen Urwaldriesen die Freiheit nehmen soll. Nach dreitägiger rastloser Arbeit ist das Werk vollendet. Ein großes Tor führt in die Einspähung; sorgsam ist es mit Laub und Zweigen maskiert, um den Zeitelefanten zu täuschen; ein Urthieb genügt, um den mächtigen, sorgsam angesetzten Stamm zu fällen, der das Tor schließen soll, sobald die Herde die Falle betreten hat. . . . Noch eine erwartungsvolle Nacht verstreicht. Die Treiber haben mächtige Holzschilde angezündet, um durch das Feuer und den Rauch die schon aufgeregten Tiere von der Vorkantlinie zurückzuhalten. Mitten im Kreise drängen sich die mächtigen Tiere angstvoll zu einem wirren Knäuel zusammen. Wenn alles gut geht, ist es ihre letzte Nacht in der Freiheit. . . . Am Morgen ist alles früh auf dem Boiten. In einer verdeckten Stelle, neben dem Tore der Reddah, hat Petersen Sahib Stellung genommen. Er raucht unablässig aus seiner kurzen Stummelpfeife, aber seine Augenflügel strafen seine Ruhe Lügen. Viel steht auf dem Spiel: Tausende und Abertausende, sein Ruf, Lob oder Tadel der Regierung, liberal spürt man die gleiche heimliche Nervosität; ein jeder ist sich der Bedeutung des Augenblicks bewußt. Plötzlich hallt von fern ein Flintenschuß durch den Wald. Weitere folgen. Ein unbestimmtes dumpfes fernes Geräusch hebt an.

Das Treiben hat begonnen. Unaufhaltsam kommt das Rumoren näher. Ein Bandämonium der wunderlichsten Geräusche scheint entfesselt; ferne Schreie tönen, Schüsse krachen und dagwischen hallt, grell einsehend und im Lärm verflingend, das Tönen des Gongs. Nichts ist zu sehen. Stunden scheinen zu verrinnen, — und in der Tat, eine Stunde währet nun schon das ferne Treiben. Den Lärm packt das Fieber der Erregung. Nur Petersen Sahib steht regungslos, in künstlicher Beherrschung, die Art in der Hand und lauscht ansehnend gleichgültig dem Lärmen.

Plötzlich klingt durch das Unterholz ein schnaubendes Pfeifen und nun gewahrt man eine graue ungefüge Masse sich bewegender Körper. Aus dem Schatten der hohen Bäume löst sich wie mit einem Ruck die riesige Gestalt des Zeitelefanten ab. Weithin leuchten die prachtvollen Stoppzähne. Trotz aller Erwartung wirkt das jähe Erscheinen wie eine Überraschung. Die gewaltigen Ohren des Tieres blähen sich ein wenig, er schüttelt das Haupt, zögert, und schreitet wieder weiter. Hinter ihm, noch im Schatten der Bäume, wogen die Leiber der Herde in einer wirren Masse durcheinander. Alles am Tore hält den Atem an. Langsam nähert sich der Führer der Herde dem verkappten Tore. Petersen kann seine Bemunterung kaum meistern, es ist ein prachtvolles Exemplar. Vor dem Tore bleibt das Tier mißtrauisch stehen. Aber schon ist es zu spät. Die Masse hinten drängt, schiebt und stößt, es ist kein Halten mehr — langsam schreitet er durch die verhängnisvolle Pforte. Die pustende Herde, eine riesige Staubwolke aufwirbelnd hinterdrein. Schon tauchten die Gestalten der vordersten Treiber auf. Das letzte Tier hat das Tor passiert. Petersen hebt die Art; ein wichtiger Schlag, ein knarrendes Achzen; dumpf fällt der Stamm, die Falle schliefend.

Ein ohrenzerreißendes Jubeln ist das Echo. Die Schützen feuern ihre Büchsen ab, die Treiber tanzen, es ist ein Triumph ohne Gleichen. Nur Petersen Sahib waret die Ruhe. Er hat ein Zeichen gegeben, und schon erscheinen zwischen den Stämmen die zahmen Elefanten. Es gilt, die Kopfslosigkeit der überlisteten zu nutzen. Das Tor wird geöffnet, mit wilden Rufen feuern die Mahouts ihre Tiere an und mit geblähten Ohren gehen die Gezähmten in den Kampf gegen ihre Brüder da drinnen. Hinter ihnen drei, die Schlingen in der Hand, die Jägerschar. Der Angriff der gezähmten Elefanten ist plötzlich, wuchtig und unwiderstehlich. Sie sind in mancher staubigen Reddah erprobt und haben es gelernt, ihre unwissenden wilden Genossen zu übermächtigen. Im Nu ist die Herde auseinander gesprengt. Je zwei zahme nehmen ein der entsetzten wilden Tiere in die Mitte und drängen sie seitwärts aus dem Getümmel. Schon stehen die Jäger bereit, dem hilflosen Tiere im günstigen Augenblick die Schlinge um die Füße zu legen. Dann trotten die zahmen zu einem neuen Opfer. Ginst nach dem andern wird so überwältigt. In wenigen Minuten ist alles geschehen. In der Reddah liegen die gefesselten Körper der Tiere umher. Die zahmen schreiten nach getaner Arbeit dem Ausgang zu. Hinter ihren Ohren sitzen die Mahouts mit ihren weißleuchtenden Turbanen, sie liebosen ihre mackeren Tiere. Sie alle haben gute Arbeit getan und ihr Lohn wird nicht ausbleiben.

### Aus Nah und Fern.

**Das Geständnis eines Muttermörders.** Der Tischlergehilfe Wippert in Halle a. S., der wegen eines an seiner Mutter begangenen Raubmordes vom dortigen Schwurgericht zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde, hat jetzt nach Eintritt der Rechtskraft des Urteils ein umfassendes Geständnis abgelegt. Wippert hatte

vor dem Untersuchungsrichter und vor dem Gericht festgestellt seine Unschuld beteuert; infolgedessen entging er dem Welle des Scharfrichters. Kurz vor seiner dieser Lage erfolgenden Überführung in die Strafanstalt Ludau hat er an seine Schwester einen Brief geschrieben, in dem er unumwunden die Tat eingesteht, indem er hinzufügt, daß sich die Einzelheiten des graufigen Dramas genau so abgespielt hätten, wie dies der Staatsanwalt während der Gerichtsverhandlung in seiner Anklage geschildert habe.

**Das Unwetter in Schlesien.** Ein wolkenbruchartiger Regen, der von Sonnabend abend bis Sonntag ununterbrochen herniederregte, richtete in Schlesien unermesslichen Schaden an. Die Aussichten auf eine gute Ernte sind in vielen Gegenden jäh vernichtet. Das Heu verfault und weggeschwemmt, die reisende Ernte niedergedrückt und fest auf den Boden gewalzt, das grüne Obst von den Bäumen geschlagen, so bietet sich der Anblick vielerorts verheerter Felder heute dar. Die Verheerungen in der Grafschaft Glatz wurden schon kurz gemeldet. Ähnliche Hubschpothen laufen aus dem Hirschbürger Tal, vom Laufe des Bober ein. Von den heute vorliegenden Meldungen seien verzeichnet: Der Wasserstand des Bober hat, wie 1883, eine Höhe von 4,06 Metern erreicht. Der Fluß steigt weiter. Die Boberaue ist vollständig überflutet. Fischer- und Mühlenweirder stehen unter Wasser. Die Bobermühlen und das Hüttenwerk Glatz-Wilhelmshütte sind außer Betrieb gestellt. Die Oberstrombauverwaltung teilt mit, daß in Ratibor der höchste Wasserstand mit 6,48 in der Zeit von 3 bis 6 Uhr vormittags eingetreten sei. Am 8 Uhr war der Wasserstand 6,44. Auch die Glatzer Meise erreichte ihren höchsten Stand mit 4,10. Die Meisestelle wird also nur kurze Zeit vor der Obermühle an der Mündung eintreffen und so zur Verstärkung des Hochwassers der Oberwesentlich beitragen. — Wie die „Schlesische Zeitung“ meldet, ist in Reinerz bei dem herrschenden Hochwasser durch die Gewalt der Weistrich außer vielen Brücken auch ein Sommerhaus fortgerissen, in dem sich ein Kurgast befand, der sich nur mit knapper Not retten konnte. In Altkat, auf der böhmischen Seite des Riesengebirges, ist ein Haus von den Fluten fortgeschwemmt. In Löwenberg schlug bei den Hochwasserarbeiten ein Ponton mit 9 Wassermehlreuten um. Zwei von denselben konnten sich retten. Fünf andere flüchteten auf einen Baum, wo sie, nachdem die zu ihrer Rettung tätigen Mannschaften 16 Stunden mit der Hochflut gerungen hatten, heute vormittag gerettet wurden. Zwei ertranken. Die beiden Ertrunkenen sind der Tischler Lemberg und der Ofenseker Schiffer. — Beim Herausfischen von Holz aus der hochangefüllten Klodnitz ist ein Arbeiter vor den Augen seiner Frau ertrunken. Die Leiche wurde geborgen. — Aus mehreren Bezirken Mährens werden Überschwemmungen gemeldet. Währschweibkirchen steht teilweise unter Wasser. In mehreren Gemeinden des Bezirkes Ungarischbrod ist durch das Hochwasser ein großer Schaden an den Feldern und den Gebäuden angerichtet. — Aus Wien wird berichtet: Der Subregen dauerte den ganzen Tag an, hielt des Nachts an und erneuerte sich heute früh, wenn auch nicht so stark. Außer den Gärten, Anlagen und Parks haben die Getreidefelder und Weingärten in der Umgegend Wiens stark gelitten, das bereits geschnittene Getreide auf den Feldern ist vernichtet. Auf dem Semmering, dem Schneeberg und der Rag liegt der Schnee meterhoch. Die Bahnradbahn auf den Schneeberg mußte den Verkehr einstellen. Im Wiener Stadtpark, im Prater, in Schönbrunn und anderen Parks sind zahlreiche Bäume durch den orkanartigen Sturm entwurzelt worden.

**Einbruchsdiebstahl bei einer Ortskrankenkasse.** Ein schwerer Einbruchsdiebstahl ist am Sonntag in Gera (Neuß) im Geschäftsfloß der Ortskrankenkasse der Landgemeinden verübt worden. Wahrscheinlich in der Zeit von nachmittags 3 Uhr bis abends 5 Uhr, um ein heftiger Sturm tobte, haben Einbrecher in die 5 Millimeter starke Wand des Geldschrankes ein etwa faustgroßes Loch gebohrt, das Schloß erbrochen und 4006,93 Mk. in bar und für 3000 Mk. Beitragsmarken der Invalidenversicherung geraubt. Ein Sparfahnenbuch über 17000 Mk. haben die Einbrecher in eine Ecke des Zimmers geschleudert, da es für sie wertlos war oder gar auf ihre Spur hätte führen können. Für etwa 2000 Mk. Invalidenversicherungsmarken sind den Augen der Spitzbuben entgangen. Am Tatorte wurde ein Stück der „Berliner Zeitung“ gefunden, außerdem ein schwarzes Band, in welches wahrscheinlich die Diebeswerkzeuge eingewickelt waren. Daß man es mit gewerbsmäßigen Geldschrankknackern zu tun hat, beweist auch der Umstand, daß sie die Garderobe der Angefallenen als Unterlage benutzt haben, um alle Geräusche möglichst zu verhindern oder zu dämpfen.

**Terrorismus der Eisenbahnverwaltung.** Eine für den Eisenbahnfiskus sowie für das reisende Publikum gleich unangenehme Begleitersteuer der Fahrkartensteuer ist die überfüllung der vierten Wagenklasse. Während die dritte Klasse größtenteils nur mit wenigen Zivilpersonen, in der Hauptfache mit den sehr billig fahrenden Militärpersonen besetzt ist, sind auf den Bahnstrecken im Osten die Wagen vierter Klasse stets überfüllt. Konnte man nun bisher durchaus nicht alle Fahrgäste in den überfüllten Wagen hineinstopfen, dann wies man den Fahrgästen mit Fahrkarten vierter Klasse, die wenig oder gar kein Gepäck hatten, Plätze in der dritten Wagenklasse an. Neuerdings sucht man nun durch einen durchaus unzulässigen Druck auf das Publikum dieser Kalamität abzuhelfen. Auf der Strecke Göttingen-Berlin ist es wiederholt vorgekommen, daß die Schaffner Fahrgäste vierter Klasse, die sich nicht wie Gänse in die vollgeproppten Wagen hineinstopfen lassen wollten, in die dritte Wagenklasse hineindrängten. Kurz vor Abgang des Zuges wurden diese Fahrgäste dann aber aufgefordert, zum Ausgleich des Fahrpreises einen Zuschlag zu ihrer Fahrkarte nachzahlen. Wer sich weigerte, mußte hinaus, und wollte er nicht den Zug veräumen, schnell sich in einen der überfüllten Wagen vierter Klasse hineinzwingen, ganz gleich, ob anstatt der vorgeschriebenen 11 Personen bereits 14 und 16 Personen die Stehplätze eingenommen hatten. Das geht natürlich nicht so gemächlich und geräuschlos ab, besonders wenn Stations- und Zugbeamte nervös veranlagt sind. Auf den kleinen Stationen mit kurzem Aufenthalt haben die Züge mit der überfüllten Wagenklasse fast jedesmal Verspätung. Wenn unser Verkehrsminister alle die Fische und Vermischungen höhren würde, die in der 4. Wagenklasse jetzt gegen die Eisenbahnverwaltung ausgestoßen werden, er müßte Bülow's Rhinoseroshaut haben, wenn er nicht für schleunige Abhilfe dieses Mißstands sorgen würde.

**Vorsicht!** Ein über ganz Deutschland verbreiteter Wäschewindel kam in einem Strafprozeß vor dem Leipziger Schöffengericht zur Sprache. Zahlreiche Wäschefabriken und -Handlungen in Deutschland beschäftigen ein ganzes Heer von Provisionsreisenden, die nur Privatkunden, namentlich kleine Leute, besuchen. Die Reisenden verkaufen diesen Leuten Tritot und andere Leibwäsche in allen Quantitäten zu ungeahnten Preisen. Diese Reisenden verdienen beispielsweise an einem Duzend Hemden, das mit Mk. 78 berechnet wird, sage und schreibe Mk. 88. Nach Angabe des wegen Betruges angeklagter Reisenden verdient der



Fabrikant an einem Duzend Hemden mindestens Mk. 20, so daß der eigentliche Wert der Hemden höchstens Mk. 22 beträgt. Der eine Reisende hatte in einem Zeitraum von fast drei Jahren über 2000 Kommissionen geschickt. Da nun Hunderte solcher Reisender Deutschland bereisen, werden alljährlich die Käufer um viele Millionen Markt geschädigt.

**Der gestraubete Dampfer** „Prinzessin Margarethe“ aus Lohme ist durch eigene Kraft wieder flott geworden und nach Sahnitz abgegangen. Die Passagiere und die Post waren schon vorher auf kleineren Dampfern an Land gebracht worden.

**Ein nationaler Musterbürger.** Die Veruntreuungen und Unbundenfälligkeiten des früheren Rechtsanwalts und Notars von Harlessem in Alfeld, die seinerzeit viel Aufsehen erregten, kamen Freitag vor der Strafkammer in Hildesheim zur Verhandlung. Der Angeklagte verteidigte die Ansicht, daß er durch seinen Angestellten Schmidt, der sich Unterschlagungen hatte zu schulden kommen lassen, in erheblichem Maße geschädigt worden sei. Im ganzen wurden dem Angeklagten 62 Fälle von Unterschlagungen amtlicher Gelder zur Last gelegt. Von den 111 000 Mk. sind nach den vorgenommenen Feststellungen etwa 45 000 Mk. veruntreut. Das Urteil lautete auf zwei Jahre Gefängnis, wovon sechs Monate auf die Untersuchungshaft angerechnet wurden.

**Folgen bürgerlicher Lotteriewirtschaft.** Der Gutsbesitzer Feteran in Willenberg, der infolge des Marienturgers Bankkrachs 45 000 Mk. verloren hat, wurde irr sinnig. Der Schlossermeister Neubert aus Marienburg, der durch das Fallissement der Bank gleichfalls größere Verluste erlitt, starb an einem Herzschlag. Der Fehlbetrag der Marienturgen Bank erhöht sich unter Zuzurechnung des ebenfalls verlorenen Aktienkapitals auf 10 174 000 Mk.

**Die Münchener Erpressungssaffäre.** Zu dem schon kurz gemeldeten Fall Wölfl in München entnehmen wir der „Münch. Post“ folgendes: „Zu einer richtigen Standalessaffäre wächst sich jetzt noch der Fall Wölfl aus. Gegen Wölfl und seine Frau ist nämlich noch ein weiterer Haftbefehl erlassen worden. Es handelt sich nach der „Allg. Ztg.“ in diesem Fall um eine vollendete Erpressung. Die Wölfl und seine Frau gegenüber einem Rechtsanwalt mit Erfolg ausgeübt haben. Es wird eine ziemlich hohe Summe, die erpreßt worden sein soll, genannt. Wölfl hat seine Kenntnis von gewissen Neigungen, denen der Erpreßte geschuldet haben soll, dazu benutzt, diesen in der schamlosesten Weise zu erpressen, wobei auch seine Frau Helfersdienste ausgeübt haben soll. Mit dem erpreßten Gelde haben die beiden vor etwa fünf Tagen das Weite gesucht. Zuerst reiste Wölfl ab, der als Reiseziel Neustadt a. d. H. angab, und dann seine Frau, die angab, aufs Land zu gehen. Während Wölfl in Berlin gesehen wurde, will man seine Frau in Genf bemerkt haben. — Wölfl, der früher einmal als Athlet aufgetreten war, eröffnete dann am Marienplatz ein kleines Freizeitspiel, wo er nicht gerade Seide spannt. Blöchtig befand er sich aber im Besitze großer Geldsummen, die er in der Manier eines richtigen Knallbrosen verkleidete. Er trieb einen geradezu wahnwitzigen Aufwand und wenn ihm — was auch vorkam — einmal das Geld ausging, so fuhr er mit seinem Automobil nach irgend einem der bekannten großen Bordelle, von wo er dann regelmäßig mit neuen, reichen Mitteln zurückkehrte. Außerdem rühmte sich Wölfl seiner Beziehungen zu einem sehr hochstehenden Herrn, ohne daß er dabei freilich Mitteilung machte, welcher Art diese Beziehungen waren. Allgemein gewundert hat man sich schon lange, daß unter in anderen Dingen so scharfe Polizei gegen Wölfl eine ganz unbegreifliche Nachsicht geübt hat. Schon daß man ihm die Konzession zum Betrieb eines Nachtlokals erteilte, ist ganz unbegreiflich, mußte es doch der Polizei bekannt sein, daß Wölfls Frau Inhaberin eines Bordells war. Einem Münchener Geschäftsmann, der einmal bei seinem Polizeibeamten Beschwerde über Wölfl führte, soll die Antwort zuteil geworden sein: „Was wollen Sie denn, der Mann hat ja den glänzendsten Reumund von allen Münchener Wirten!“ Eine andere, sehr niedliche Geschichte wird dem Blatt von einem Leser mitgeteilt: Wölfl meinte eines Nachts in einem hiesigen Restaurant. Als ein Schutzmann erschien, um Feiertag zu bieten, rief ihm Wölfl zu: „Druck di, i bin da!“ Und der Schutzmann habe nach einem Honneur vor dem einflußreichen Herrn gehoriam kehrt gemacht und sei abmarschiert! Auf dem Gebiete des § 175 soll Wölfl eine hervorragende Rolle gespielt haben.“ — Einem Privattelegramm zufolge wurde Wölfl in Lausanne verhaftet, die Verhaftung seiner Frau soll bevorstehen.

**Raubanfall.** Aus Trestow wird gemeldet: Der Gastwirt Fries wurde in der Nacht zum Dienstag von vier Männern aus dem Arbeiterstande in eigener Haustür überfallen und schwer verletzt. Die Männer raubten die Uhr, das Portemonnaie mit Inhalt und mehrere andere Wertgegenstände. Drei von den Räubern wurden Dienstagabend in Neubrandenburg verhaftet, der vierte ist ein Schauffeurarbeiter namens Fehmer.

**Ein Großfeuer** über die in Moselotte Endlich 22 Wohnhäuser mit zahlreichen Wirtschaftsgebäuden ein, darunter auch den bekannten 1642 erbauten französischen Zimmer Hof.

**Ein junges Mädchenleben vernichtet.** Aus dem Necker wurde die Leiche der 14jährigen Amanda Lorenz aus Mannheim gelandet, die aus Scham über ein an ihr verübtes Sittlichkeitsverbrechen den Tod gesucht hatte. Der Täter, ein Bierhändler, ist verhaftet worden.

**Gefahr.** In Verdiers wurde der Bankbeamte August Johner, der in Bonn 10 000 Mk. entwendet hatte, verhaftet.

**Doppelselbstmord.** Die Leipziger Blätter melden, daß im Elster-Saale-Kanal Witwoch früh die Leichen des Spitzenwebers Stier aus Lindenau und seiner Geliebten, der Arbeiterin Jungmanns gelandet wurden. Der Grund zum Selbstmord ist unbekannt.

**Vier Personen verbrannt.** In Gich an der Alzette sind auf einem Dachboden des Lachener Hüttenvereins vier Italiener durch Gase lebensgefährlich verbrannt worden. Zwei sind bereits ihren Verletzungen erlegen.

**Typhus.** In dem niederbayerischen Orte Welden ist der Typhus epidemisch ausgebrochen. Drei Personen sind bereits gestorben.

**Erbenbuhzankmessen.** In der Nähe von Anordville im Staate Tennessee erfolgte ein Zusammenstoß zweier Eisenbahnzüge. Sechs Passagiere wurden getötet, 20 verletzt.

**Ein Standalessaffäre.** In Untertürkheim bei Stuttgart wurde der „Dundarzi“ Pfizenmayer verhaftet, weil er bei mehr als hundert Frauen und Mädchen aller Stände Verbrechen gegen das eheliche Leben begangen hat. Ein Mann, der von dem unfauberen Gewerbe des „Dundarzi“ wußte, begab an ihn eine Reihe von Erpressungen, wodurch die Behörden aufmerksam wurden. Der „Dundarzi“ berichtete über die Affäre: „Eine, wie man sagt, außerordentlich hübsche Sklaverei über eine große An-

ziehungskraft auf die Männerwelt aus und sah sich schließlich genötigt, entgegen dem Strafgesetzbuch 218 die Hilfe eines Friseurs anzurufen, welche denn auch gelang. Im tiefsten Vertrauen teilte sie auch „verschwiegenen“ Freundinnen, die sich genötigt sahen, eine „Untertürkheimer Kur“ durchzumachen, die Adresse ihres Friseurs in der Not mit, und so wurde diese immer mehr bekannt — natürlich immer unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Mädchen und Fräulein aus niederen bis hinauf zu den höchsten Ständen, ebenso aber auch Frauen und Witwen, darunter eine vermittelte Großmutter, riefen die gleiche Hilfe an und immer mit Erfolg. Der Heilkünstler aber hatte einen Freund, einen Vereiter, dem er gleichfalls im tiefsten Vertrauen sein Buch zeigte, in welchem er alle seine Kundinnen nach Namen, Stand und Wohnung verzeichnet hatte. Der Vereiter aber benutzte diese Kenntnis, um Erpressungen ohne Zahl und Ende zu verüben, bis endlich einer so erpreßten Person das Geld ausging und sie in der Verzweiflung der Staatsanwaltschaft zu Stuttgart Anzeige machte. Diese ließ sofort den Heilkünstler, aber auch den Erpreßer, der inzwischen nach Basel geflüchtet war, verhaften und bekam auch das „Kundenbuch“ in die Hand. Die Folge davon war, daß bei Stuttgarter Rechtsanwältin, an die sich zahlreiche Kundinnen des Heilkünstlers in ihrer Not gewendet hatten, eine Hausdurchsuchung vorgenommen wurde und dann Handakten in solchen Erpressungsangelegenheiten konfisziert wurden.

**Der blamierte Kraftmensch.** Eine heitere Episode ist wie der „Berliner Bund“ mitteilt, an einem der letzten Abende in der Budenstadt des Schützenfestes in Zürich passiert. In einer Bude produzierte sich ein Kraftmensch, der die Geschicklichkeit besitzt, seine Hände aus allen ihm aufgelegten Fesseln, auch wenn es Ketten sind, zu befreien. Er schreibt demjenigen, der ihm seine Hände, womit es auch sei, so bindet, daß er sie nicht frei bekommt, eine Prämie von 50 Frez. aus. Schon verschiedene Personen versuchten, den Kraftmensch zu schließen; so hatte ihn auch ein Schlosser mit einer nagelneuen Kette gebunden, ein zufällig anwesender Thurgauer Landjäger legte ihm die Kette an — vergebens. Immer wieder konnte sich der Kraftmensch unter dem Beifall des Publikums losbringen. An jenem Abend um 9 Uhr erschien nun auf dem Festplatz der Landjäger Gurter von Zürich und erbot sich, mit der dort zum Schließen von gefährlichen Verbrechern üblichen Kette die Hände des Kraftmenschen zu schließen. Das Angebot wurde freundlich angenommen, und der Landjäger schloß unsern Mann. Nun begann die Befreiungsprozedur. Doch, wie sich der Kraftmensch auch anstrengte, wie er sich auch wand, die Kette schloß fest und hielt stand. So ging's bis um 11 Uhr. Die Hände des Kraftmenschen waren schon vollständig aufgeschwollen, und er gab die Bemühungen auf. Nun wollte man aber dem Landjäger die verdienten 50 Frez. nicht auszahlen. Aber das Publikum nahm eine so drohende Haltung ein, daß der Budenbesitzer — volens volens — die 50 Frez. schwichen mußte, wollte er seine Bude nicht riskieren. Die Ketten der Züricher Landjäger sind also sicher.

**Reform der Prostitutionkontrolle in Preußen.** Eine preussische Regierungskommission hat sich dieser Tage in Kopenhagen aufgehalten, um die seit Oktober vorigen Jahres in Kraft befindliche Neuordnung der polizeilichen Aufsicht über die Prostitution in Dänemark und ihre praktische Wirkung kennen zu lernen. Es verlautet bei dieser Gelegenheit, man denke in preussischen Regierungskreisen an eine Reform der Prostituiertenkontrolle nach dem Vorbilde Dänemarks.

**Von russischen Grenzsoldaten erschossen.** Wie aus Ostrow gemeldet wird, sind in der Nähe der Grenzstation Woleslawice auf russischem Gebiete drei russische Schmuggler, die Waren nach Rußland einschmuggeln wollten, von russischen Grenzsoldaten verfolgt worden. Hierbei wurde der Schmuggler Pawlik erschossen, ein anderer namens Chrzona tödlich verletzt, während es dem dritten, der einen Streifschuß erhielt, gelang, zu entkommen.

**Explosion.** In der Nähe von Roubair (Frankreich) explodierte ein Luftballon beim Landen infolge der Unvorsichtigkeit eines Rauchers. 20 Zuschauer wurden verwundet.

**Die Blatterepidemie in Toulouse** greift in besorgniserregender Weise um sich. Seit vorgestern sind 25 Fälle zu verzeichnen, von denen 5 tödlich verliefen.

**Ein Schuß.** Einer telegraphischen Meldung aus Paris zufolge hat sich der Bankier Strada Darosberg, der zahlreiche kleine Sparer durch wertlose Aktien betrogen und gegen den der Staatsanwalt von Versailles einen Haftbefehl erlassen hat, freiwillig dem Verfall der Gerichte gestellt. Er wurde dem Untersuchungsgefängnis zugeführt.

**Mysteriös.** In Triest wurde nachts ein Einspännerkutscher von einem Unbekannten, der den Wagen gemietet hatte, meuchlings von rückwärts erschossen und ausgeraubt. Mehrere Herren, die frühmorgens im Automobil die Stelle passierten, fanden den Leichnam des Kutschers. Wie beim ersten Mord wurde keine Spur von dem Täter entdeckt. Im Wagen lag ein Damen Sonnenschirm.

**Seeräuberei.** Sechzehn Meilen von Odessa wurde der Dampfer „Sophia“ auf der Fahrt von Odessa nach Batum von 18 bewaffneten Räubern angegriffen. Um 11 Uhr abends erschienen drei junge Männer auf dem Verdeck, wo die Passagiere mit dem Kapitän zu Abend aßen; sie hielten die Passagiere dort in Schach, während zwei andere Räuber sich der Person des Steuermannes vergewisserten und ihm unter Todesdrohungen befahlen, das Schiff nach Odessa zu lenken. Sie begaben sich darauf in den Salon I. Klasse und nahmen eine eiserne Kasse des Kassierers der Russischen Bank für auswärtigen Handel an sich, die 50 000 Rubel enthielt, nebst weiteren 1000 Rubeln, die den Passagieren gehörten. Darauf warfen sie die Kohlenvorräte über Bord, machten die Maschine unbrauchbar, ließen den Dampf ab und suchten schließlich in zwei Booten den „Sophia“ das Weite, nachdem sie das dritte vernichtet hatten. Die Räuber hatten gedroht, das Schiff in die Luft zu sprengen, wenn innerhalb zwei Stunden irgendwelche Zeichen von diesem gegeben würden. Die Polizei nahm die Verfolgung der 18 Räuber ohne Erfolg auf.

**Eine Ferienkolonie beim Grafen Leo Tolstoi.** Die Leiter einer großen Ferienkolonie im Bezirk Koslow des Zulaufenden Gouvernements hatten sich an den „Weifen von Jasnaja Poljana“ mit der Frage gewandt, ob ihm der Besuch der Volksskinder erwünscht wäre. Es erfolgte eine herzliche Einladung, und zu Fuß gingen 800 Kinder dahin, begeistert von der Freude, den berühmten Mann persönlich kennen zu lernen. Der Hausherr und seine Gattin kamen den Gästen aufs freundlichste entgegen, und der greise Dichter führte die Kleinen zum Baden und war ihnen beim An- und Auskleiden behilflich. Mit Gesang kehrten die Kinder nach dem Gute zurück, wo sie mit Tee und Gebäck bewirtet wurden. Auf die Frage, was ihnen in Jasnaja Poljana am besten gefallen habe, war die Antwort: „Der Gut von Lew Nikolajewitsch, der verschiedene Formen annehmen kann und sich in die Tasche legen läßt.“ Die große Kinderliebe Tolstois kam bei dieser Gelegenheit so recht in die Erscheinung. Er wurde nicht müde, mit den Kindern

zu plaudern, ihren fröhlichen Spielen zuzusehen und für ihre Erleichterung zu sorgen. Als zwei Knaben vermisst wurden, ging er selbst mit, sie zu suchen und fand sie auch im Walde. Auf den Dank eines Leiters für die Einladung erwiderte die Gräfin: „Sie haben garnicht zu danken. Es kommen jährlich hunderte von Westeuropäern und Amerikanern hierher, warum sollten denn nicht unsere russischen Kinder uns besuchen!“ Der Biograph Tolstois, Sergienko, und der Künstler Nestorow waren auch anwesend, und von ihnen wurden viele zeichnerische Aufnahmen von den Kindergruppen gemacht. Zum Abschied grüßte Tolstoi, auf dem Balcon stehend, die kleinen Gäste, die unter „Hurra“ ihren Heimweg antraten.

**Über die Bernsteinengewinnung in Ostpreußen** berichtet die Direktion der kgl. Bernsteinwerke: Im verfloßenen Jahre hat die Bernsteinengewinnung durch Bergbau im Samlande einen weiteren, nicht unerheblichen Rückgang in Menge und Güte erfahren. Auch das Ergebnis der Strandräumung blieb wesentlich gegen das Vorjahr zurück. Dagegen zeigte sich eine andauernde Steigerung des Bedarfs in fertigen Bernsteinwaren, sodaß die Fabrikanten ihre Arbeiter vollauf beschäftigten konnten. Teilweise reichten diese zur Erledigung der vorliegenden Aufträge noch nicht einmal aus. Viele der Aufträge konnten nicht ausgeführt werden, wozu in der Hauptsache der Mangel an den geeigneten Bernsteinarten die Schuld trug. In dem verfloßenen Jahre sind neben der Ausbeute die letzten Reste der Bernsteinvorräte abgestoßen, sodaß für die Folge nur noch mit dem Ergebnis der laufenden, bedauerlicherweise nicht ausreichenden Ausbeute gerechnet werden kann. Eine Steigerung der Förderung läßt sich vorderhand nicht in dem gewünschten Umfang erreichen, weil die vorhandenen Arbeiter dazu nicht ausreichen, und frische Arbeitskräfte nicht zu beschaffen sind. Im Gegenteil ist ein Teil des alten Arbeiterstammes durch die günstigen Verhältnisse in den westlichen Industriebezirken veranlaßt worden, nach dort abzuwandern. Der Gesamtanfall von Rohbernstein zur Fabrikation von Bernsteinwaren überstieg denjenigen des Vorjahres um über 3400 Kilogramm. Dabei wurden dem Ausland etwa 3800 Kq. entzogen, während infolge dessen die deutschen Fabrikanten 6200 Kq. mehr erhielten. Auch Preßbernstein wurde mehr begehrt als im Vorjahre, und zwar hauptsächlich von den Vereinigten Staaten Nordamerikas und von Österreich. Der Grund hierfür liegt nicht allein darin, daß der Bedarf in Waren aus Bernstein eine Steigerung erfahren, sondern auch darin, daß die Preßbernsteinzeugung im Auslande infolge Mangels an Rohbernstein sich vermindert hat. Die Verarbeitung von geschmolzenem Bernstein zu Lacken hat nachgelassen, was im Interesse des heimischen Produkts umsomehr zu bedauern ist, als die Bernsteinlacke gegenüber anderen Lacken verschiedene Vorzüge besitzen, die in den Kreisen der Verbraucher anscheinend noch immer nicht genügend gewürdigt werden. Der Absatz von geschmolzenem Bernstein ist gegen das Vorjahr um rund 14 000 Kq. zurückgefallen. Aus diesem Grunde ist die Produktion beschränkt worden, und es sind rund 30 000 Kq. Rohbernstein weniger verarbeitet worden. Infolge dieses Umstandes konnten von den bei der Herstellung von geschmolzenem Bernstein sich ergebenden Nebenprodukten, Bernsteinsäure und Bernsteinal, entsprechend geringere Mengen gewonnen werden, während der Begehr hiernach recht groß war und bei weitem nicht befriedigt werden konnte.

**Über die Witterung im Juni** berichtet das königliche Meteorologische Institut in Berlin: Mit seiner vorwiegend kühlen und trüben Witterung hinterließ der verfloßene Juni einen wenig angenehmen Eindruck. Warme Perioden von längerer Dauer fehlten gänzlich. Trotzdem blieb nirgends das Gesamtmittel der Temperatur erheblich hinter dem normalen Wert zurück. Um zwei Grad zu kühl war es nur im Küstengebiet der Nordsee und der westlichen Ostsee, um einen Grad und weniger in den übrigen Gebietsteilen; im mittleren Schlesien stellte sich sogar ein kleiner Überschuß heraus. Die Bewölkung war groß, die Sonnenscheindauer überall zu gering, besonders im Küstengebiet, wo stellenweise nur die Hälfte des langjährigen Durchschnitts erreicht wurde. Niederschläge fielen ziemlich häufig, waren aber ungleichmäßig verteilt und vielfach wenig ergiebig. Ihre Gesamtmenge erwies sich als zu gering im östlichen Binnenlande und ganz besonders im äußersten Südwesten, wo beinahe um die Hälfte zu wenig gemessen wurde, obwohl es jeden zweiten Tag regnete. Zu maß dagegen war außer dem mittleren Deutschland die ganze Küste, besonders die Nordseeküste; hier wurde sogar das Doppelte der normalen Niederschlagsmenge überschritten. Unter der Einwirkung einer von Westen her vordringenden Depression herrschte im Beginn des Monats überall regnerisches und kühles Wetter. Dieses hielt mit einer kurzen Unterbrechung auch weiter an, da der nachfolgende hohe Luftdruck bald wieder von Depressionen abgelöst wurde. Erst mit der Ausbildung eines Hochdruckgebietes über dem südlichen und mittleren Deutschland am 8. erfolgte Aufklaren und Erwärmung, mit Ausnahme des Nordostens, wo ein über Westrußland befindliches Minimum nordwestliche Winde und trübes Wetter hervorrief. Während dann kurz vor der Monatsmitte die weitere Ausbreitung hohen Luftdrucks nach Nordosten auch hier Aufheiterung und Erwärmung herbeiführte, brachten im Westen ozeanische Depressionen von neuem Trübung und Abkühlung. In der Folgezeit waren für den Witterungscharakter in Norddeutschland wiederum Minima maßgebend, die westlich das nördliche Europa durchwandernd, in Wechselwirkung mit einem im Südwesten lagernden Hochdruckgebiet veränderliches Wetter und häufige Regenfälle veranlaßten. Besonders wurde hiervon der Nordwesten betroffen. Als endlich gegen Schluß des Monats hoher Druck sich über Mitteleuropa ausbreitete, wurde es heiter, und die Temperatur stieg zu ihren höchsten Werten an. Während diese Witterung im Osten bis zum Monatschluß anhält, brachten im Westen Zeitminima schon wieder Abkühlung und ausgedehnte Niederschläge, die an der Nordseeküste besonders ergiebig waren.

## Humoristisches.

**Humor des Auslandes.** Auf dem Standesamt. Die Braut (leise): „Was für ein glückliches Gesicht der junge Mann dort macht.“ — Der Bräutigam: „Ja, er hat auch allen Grund dazu. Er ist nur Trauzeuge.“

(Figaro.) „Comparini hat das Rauchen aufgegeben? Das erfordert aber eine große Willenskraft.“ — Allerdings, aber die besitzt keine Frau.“ (Il Diavolo Rosa.)

Richter: „Angeklagter, haben Sie noch etwas zu sagen, ehe der Gerichtshof sich zurückzieht?“ — Angeklagter: „Ich bitte den Gerichtshof, die Jugend meines Anwalts zu berücksichtigen.“ (White and Black.)

Abhilfe. Richter: „Aus welchem Grunde haben Sie den Hessebauer hinauswerfen lassen?“ — Bürgermeister: „Es war bei den Gemeinderatssitzungen immer Stimmengleichheit, und da war halt oaner zuviel.“

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.  
Verleger: E. Schwanitz, Druck: Friedr. Meyer u. Co.  
Sämtlich in Lübeck.